



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Kugeln	35
Hundertunde-Fahrt. Von Otto Julius Bierbaum	42
Schweizerische Heimarbeit. Von Karl Hillmann	48
Das Haligeist. Von Leben	64
Die Waarenhausgefahr	68

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1910.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8,** Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
hat eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beleihung zu
zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

U—4 Lbr.

Kronenberg & Co, Bankgeschäft.
Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.
Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bzw. Berlin-Börse.
Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.
Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Kuxen, Bohrautheilen
und Obligationen der Kalk-, Kohlen-, Erz- und Gellindustrie, sowie
Aktien ohne Börsennetz.
An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und Prämie.

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
— Restaurant im vornehmsten Stil —
Grill-room **Five o'clock tea**

Künstler-Klause Carl Stallmann
Jägerstrasse 14. **Pilsner Urquell.**



*Treffpunkt der
Weinkenner!*

Restaurant Central-Hôtel.
Täglich Konzert
Johann Strauss aus Wien.

Aecht **Patzenhofer** Biere
sind in allen besseren Detailgeschäften erhältlich.



Berlin, den 8. Januar 1910.

Augusta.

Der Kalender lehrt, daß am siebenten Januartag zwei Jahrzehnte verstrichen sind, seit die Frau des ersten Kaisers im neuen Reich starb. Wir hätten vergessen. Die Gestalt dieser Kaiserin wirft keinen Schatten mehr. Nun aber, vor des Kalenderblattes Mahnung, gleiten allerlei Visionen und Gedächtnisbilder durch das Bewußtsein. Ein Leben, das fast achtzig Jahre währte; die Gefährtin eines, der im Glanz des Gelingens, im Gehege zärtlicher Liebe greifte: und dem Volksempfinden dennoch niemals nah. Leise immer gehaßt. Zuerst als die Enkelin des tollen Kaisers Paul, dessen Despotenlaune sie im Hirn des Prinzen von Preußen neu zu gebären wünsche; dann als des Kanzlers mächtigste Feindin. Dreimal sah sie aus siegreichem Feldzug heimkehrende Truppen salutiren; und als sie am sechzehnten Juni 1871 auf dem Schloßbalkon, dem Freipendentmal Rauchs gegenüber, vor dem Halbkreis der Prinzessinnen und Hofdamen saß und die Degen und Bayonnettes mit sommerlich blühendem Danke kränzte, durfte sie hoffen, endlich im Herzen der Nation, als Sechzigjährige endlich eine sichere Wohnstatt erworben zu haben. Mußte das Adorantensehnen des Volkes nach solchem Erlebnis nicht in demüthiger Inbrunst die Hochgestalt der zwiefach gekrönten Frau umklammern? Nach einer Defade rauher Männerherrschaft nicht aus den Luisentagen den Kult des Ewig-Weiblichen zurückwünschen, das eine in Schönheit alternde Kaiserin, die erste im neuen Reich, ihm verkörpern konnte? Die Hoffnung trog. Von all dem festlichen Schimmer, dem wärmenden Glück, das die Erfüllung eines Traumwunsches im deutschen Land entstehen ließ, ward dieser Frau nichts. Und sie hatte sich, mit sichtbarer Wohlthätigkeit und illuminiirter Pflege der Wissen-

schaften und Künste, beinahe übereifrig doch um die Volksgunst bemüht. Vergeden. Weil moskowitisches Tyrannenblut sie der Heimath entfremdete? Das lag die Legende. Hat in Augustens Wesen je ein Zug an Paul Petrowitsch erinnert? Schon ihre Mutter, Maria Paulowna, war, als Großherzogin von Sachsen-Weimar, eine gute Deutsche und, in Goethes Atmosphäre, die humane Schützerin freier Geister geworden. Im März 1831 kam Eckermann mit dem Angebot zweier Stipendien zu Goethe. Die Großherzogin spendete tausend Thaler zur Ausbildung kräftiger Schauspieltalente und versprach, den besten deutschen Schriftsteller, der, ohne Amt und Vermögen, in der Sorge um den Erwerb die Arbeit übereilen müsse, nach Weimar berufen und in eine behagliche Lage bringen zu lassen. (Goethes Antwort giebt so viel von dem Mann und seiner Greisenstimmung, daß sie hier stehen mag. „Die Intention der Frau Herzogin ist wahrhaft fürstlich und ich beuge mich vor ihrer edlen Gefinnung; doch es wird sehr schwer halten, irgendeine passende Wahl zu treffen. Die vorzüglichsten unserer jetzigen Talente sind bereits, durch Anstellung im Staatsdienst, Pensionen oder eigenes Vermögen, in einer sorgenfreien Lage. Auch paßt nicht Jeder hierher; und nicht Jedem wäre damit wirklich geholfen. Ich werde aber die edle Absicht im Auge behalten und sehen, was die nächsten Jahre uns etwa Gutes bringen.“) Der Plan könnte auch im Sinn der Prinzessin Augusta gereift sein, die damals schon Wilhelms Frau war und ihren Knaben im Schoß trug. Die erste und die letzte wichtige Aeußerung, die wir von ihr kennen, haben den selben weimarischen Ton. An den Major Albrecht von Koon, des Prinzen Friedrich Karl „militärischen Begleiter“, der ihr über das Wollen und Denken des Jünglings berichtet hat, schreibt sie im Dezember 1846: „Das Ziel der Erziehung läßt sich wohl einfach mit den Worten bezeichnen: preussische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit zu verwandeln. Die Aufgabe jeder Erziehung ist und bleibt, den Menschen dem Leben entgegenzubilden, und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdruckes ist den fürstlichen Häusern nöthig, da der persönliche Werth eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist.“ Und zweiundvierzig Jahre danach schreibt sie, wieder im Christmonat, an Bismarck: „Lieber Fürst! Wenn ich diese Zeilen an Sie richte, so ist es nur, um an dem Wendepunkt eines ernstern Lebensjahres eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. Sie haben unserem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für seinen Enkel erfüllt. Sie haben mir in bitteren Stunden Theilnahme bewiesen. Deshalb fühle ich mich berufen, Ihnen, bevor ich dieses Jahr beschließe, nochmals zu danken und dabei auf die Fortdauer Ihrer Hilfe zu rechnen, mitten unter den Widerwärtigkei-

ten einer vielbewegten Zeit. Ich stehe im Begriff, den Jahreswechsel im Familienkreise still zu feiern, und sende Ihnen und Ihrer Gemahlin einen freundlichen Gruß. Augusta.“ Das klingt gar nicht russisch. Klingt, als komme es aus der Tiefe eines sanften Frauengemüthes, so mild, daß man kaum noch begreift, warum diese Kaiserin dem Volksgefühl fremd bleiben mußte.

Ihr Verhängniß war, daß jede Schicksalsstunde sie auf der falschen Seite fand. Wenn sie, nach dem achtundvierziger Märzsturm, ihren Willen durchgeführt hätte, wäre Wilhelm nicht zur Regierung gekommen; dem vierten sogleich der fünfte Friedrich Wilhelm gefolgt. Weder ihr Schwager, meinte sie, noch ihr Mann könne sich auf dem Thron halten; ihr aber bleibe die Pflicht, die Rechte ihres Sohnes zu wahren, während dessen Minderjährigkeit sie die Last der Regentschaft tragen wolle. Sie selbst hat (in einem Dienerzimmer des potsdamer Stadtschlosses, aus dem ihre Angst den Mann in die sichere Einsamkeit der Pfaueninsel getrieben hatte) diese Absicht Herrn von Bismarck-Schönhausen nur angedeutet. Dann, um aus dem Verdacht reaktionärer Gesinnung erlöst zu werden, den Weg ins Lager der Fortschrittspartei nicht gescheut. Als im erfurter Hôtel des Princes Georg von Vincke den schönhauser Kollegen für den Regentschaftsplan zu gewinnen versuchte, erhielt er die Antwort, wer solchen Antrag stelle, möge sich darauf gefaßt machen, daß Bismarck gegen ihn ein Strafverfahren wegen Hochverrathes fordere. „Von diesem Vorgang und von der Aussprache, welche ich von seiner Gemahlin während der Märztage in dem potsdamer Stadtschlosse zu hören bekommen hatte, habe ich dem Kaiser Wilhelm niemals gesprochen und weiß nicht, ob Andere es gethan haben. Ich habe ihm diese Erlebnisse verschwiegen auch in Zeiten wie die des vierjährigen Konfliktes, des österreichischen Krieges und des Kulturkampfes, wo ich in der Königin Augusta den Gegner erkennen mußte, welcher meine Fähigkeit, zu vertreten, was ich für meine Pflicht hielt, und meine Nerven auf die schwerste Probe im Leben gestellt hat.“ („Gedanken und Erinnerungen.“) Vergessen hat der Altmärker das graffe Erlebnis niemals; auch nicht in den Zeiten augustischer Gunst. Die hat wirklich gegeben. „Bei der Prinzessin von Preußen stand ich bis zu meiner Erneuerung nach Frankfurt so weit in Gnade, daß ich gelegentlich nach Babelsberg befohlen wurde, um ihre politischen Auffassungen und Wünsche zu vernehmen, deren Darlegung mit den Worten zu schließen pflegte: ‚Es freut mich, Ihre Meinung gehört zu haben‘, obgleich ich nicht in die Lage gekommen war, mich zu äußern.“ In den frankfurter Briefen an Gerlach finden wir den Seufzer: von einem „Wechsel der Umgebung des Prinzen von Preußen“ (der in der rheinischen

Luft, nach dem Vorurtheil entsehter Patrioten, zum liberalen Russenfeind und Freimaurerfreund geworden sein sollte) sei nichts Dauerndes zu hoffen, weil „die wirklichen Einflüsse unabsehbar sind.“ Und, nach dem frostigen Empfang in Stolzenfels, die Säge: „Einen etwas bitteren Nachgeschmack hat mir das erste Debut meiner armen Frau am Hof hinterlassen. Seine Majestät ignorirten sie vollständig, auch als wir en très-petit comité einige Stunden lang auf dem Dampfschiff zusammen waren; die Königin war leidend und hatte daher nicht viel für sie übrig; und die Prinzessin von Preußen behandelte sie mit gesuchter Zurücksetzung, während alle übrigen Gesandtenfrauen sich des Sonnenscheins der Gnade der Herrschaften in hohem Maße erfreuten. Wenn auch der Prinz von Preußen mit großer Liebeshwürdigkeit sich der merklichen Verlassenheit meiner Frau annahm, so kam doch ihr unverdorbener hinterpommerscher Royalismus etwas thänen schwer aus dieser Probe zurück.“ Noch 1860 stimmt Augusta den König für Schleinitz („ihr Geschöpf, einen von ihr abhängigen Höfling ohne eigene politische Ueberzeugung“) und gegen Bismarck. Den sie im nächsten Jahr dann, während der Krönungsfeste in Königsberg, mit so auffälliger Huld auszeichnet, daß es ihrem Mann, der nicht wieder „in eine reaktionäre Beleuchtung“ gerathen möchte, zu viel wird. Am achten Oktober 1862 wird Bismarck, der schon vierzehn Tage lang den Fürsten von Hohenzollern vertreten hat, zum Ministerpräsidenten ernannt. Sigt er nun fest in Augustens Gunst? Der Streit um die Elbherzogthümer lehrt ihn erkennen. Mit eifernder Heftigkeit kehrt die Königin sich gegen ihn; malt dem König die Schrecken der Kriegsgefahr und stöhnt, da sie ihn nicht aus dem Entschluß locken kann, wie über persönliche Kränkung. Sie wäre, wenn Bismarck auf Winke gehört hätte, nicht Königin geworden; nicht Königin geblieben, wenn Bismarck nicht am zweiundzwanzigsten September 1862 das Abdankungsprojekt aus Wilhelm's Hirn gerodet hätte. Scheint ihn dennoch zu hassen; wie Kriemhild den Tronjer, der ihr des Lebens Maiehoffnung gemordet hat. Im September 1869 schreibt Oberhofmarschall Graf Bückler an den Ministerpräsidenten: „Daß Eure Excellenz auch die Königin bezaubert, freut mich sehr; und würden einige nichtsagende Aufmerksamkeiten hinreichen, dies gute Vernehmen zu erhalten.“ Zwei siegreiche Kriege, die der Dynastie Macht und Liebe geworden haben: und noch immer sind zur Sicherung guten Einvernehmens „nichtsagende Aufmerksamkeiten“ nöthig. Bismarck taugt nicht zum Werkzeug fremden Willens; weigert sich, Ansichten der hohen Frau als seine eigenen vor dem König zu vertreten; läßt sich auch im Drang nicht die Ueberzeugung ablisten. Bezaubert? Sicher nicht

lange. In jeder Schicksalsstunde ist auch fortan Wilhelms Frau gegen ihn; und immer drum auf der falschen Seite. Das ward ihr Verhängniß.

Ihre eindringlichen Warnungen vor den Kriegen gegen Dänemark und Oesterreich waren als grundlos erwiesen. Das hatte ihr in Wilhelms Schätzung nicht geschadet noch sie selbst zu nüchterner Kritik der eigenen Urtheilskraft gestimmt. Im Sommer 1870 fing sie das Flötenspiel wieder an. Hielt, als die spanische Bombe schon geplatzt war, Benedetti Tage lang in Koblenz unter dem Strahl ihrer Gnadensonne und beredete mit diesem seltsamen Gast alle Möglichkeiten ehrbarer Verständigung. Der König (der ihr seit dem siebenten Juli über die pariser Vorgänge und über seine ersten Gespräche mit Benedetti berichtet hat) soll nachgeben; nicht mit dreiundsiebenzig Jahren noch einmal ins Feld ziehen und alles Errungene aufs blutige Spiel setzen. An dem Tag, da der Bundeskanzler den Freunden erklärt, seine Stellung sei schon dadurch unhaltbar geworden, „daß der König den Französischen Botschafter unter dem Druck von Drohungen während seiner Badeskur vier Tage hinter einander in Audienz empfangen und seine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponirt hatte“, schickt Augusta aus Koblenz ein exposé, das dem König sanftmüthige Nachgiebigkeit empfiehlt. Als die Pariser schon die von Bismarck redigirte Emser Depesche lesen, schreibt Wilhelm an die aufgeregte Frau: „Vielleicht läßt sich noch eine Vermittlung auffinden; aber nur eine, die nicht meine persönliche und die Ehre der Nation tangirt.“ Als er die Kur abbricht und sich zur Fahrt nach Berlin bereitet, umgibt ihn die letzte Warnung der Geängsteten: nach Sena führe ihn, nach Tilsit sie Beide der Weg, wenn er nicht jetzt noch den Krieg vermeide. Den Krieg, dem, als einer nationalen Nothwendigkeit, in Nord und Süd die Deutschen entgegenjauchzen und dessen Möglichkeit den sonst so gelassenen Moltke zu dem Ausruf hinreißt: „Wenn ich Das noch erlebe, in solchem Krieg unsere Heere zu führen, mag gleich nachher die alte Carcasse der Teufel holen!“ Augusta großt. Das Herz der Königin ist nicht bei der deutschen Sache.

Aus der Erinnerung an diese Tage hat Bismarck ihr „Mangel an Nationalgefühl“ vorgeworfen. „In ihr lebte ein Bedürfniß des Widerspruches gegen die jedesmalige Haltung der Regierung ihres Schwagers und später ihres Gemahls. War die Regierungspolitik konservativ, so wurden die liberalen Personen und Bestrebungen in den häuslichen Kreisen der hohen Frau ausgezeichnet und gefördert; befand sich die Regierung des Kaisers in ihrer Arbeit zur Befestigung des neuen Reiches auf liberalen Wegen, so neigte die Gunst mehr nach der Seite der konservativen und namentlich der katholischen Ele-

mente, deren Unterstützung, da sie unter einer evangelischen Dynastie sich häufig und bis zu gewissen Grenzen regelmäßig in der Opposition befanden, überhaupt der Kaiserin nah lag. In den Perioden, wo unsere auswärtige Politik mit Oesterreich Hand in Hand gehen konnte, war die Stimmung gegen Oesterreich unfreundlich und fremd; bedingte unsere Politik den Widerstreit gegen Oesterreich, so fanden dessen Interessen Vertretung durch die Königin, und zwar bis in die Anfänge des Krieges von 1866 hinein. Während an der böhmischen Grenze schon gekämpft wurde, fanden in Berlin unter dem Patronat ihrer Majestät durch das Organ von Schleich noch Beziehungen und Unterhandlungen bedenklicher Natur Statt. . . Der Kaiser hatte während der Belagerung von Paris, wie häufig vorher und nachher, unter dem Kampf zwischen seinem Verstand und seinem königlichen Pflichtgefühl einerseits und dem Bedürfnis nach häuslichem Frieden und weiblicher Zustimmung zur Politik andererseits zu leiden. Die ritterlichen Empfindungen, die ihn gegenüber seiner Gemahlin, und die mystischen, die ihn der gekrönten Königin gegenüber bewegten, seine Empfindlichkeit für Störungen seiner Hausordnung und seiner täglichen Gewohnheiten haben mir Hindernisse bereitet, die zuweilen schwerer zu überwinden waren als die von fremden Mächten oder feindlichen Parteien verursachten.“ Das sind harte Worte; und der grimelige Humor des Vereinsamten fand im Sachsenwaldhaus noch härtere. „Wenn ich ins Schloß trat, merkte ich bald, ob die Kaiserin anwesend oder verreist sei. War sie fort, dann athmete Alles leichter und die Diener (sie bevorzugte die dunkelhaarigen, fremdländisch aussehenden) schienen weniger genirt. Aber auch von Weitem ließ sie sich die Beunruhigung des alten Herrn angelegen sein. Und wo mir was Bitteres eingerührt wurde, hatte sie sicher die Hand am Löffel. Um mich zu ärgern, befahl sie eines schönen Tages, den Ministerfrauen an der Hofstafel künftig schlechtere Blöße zu geben. Als Einer, der meiner ungehorsamen Gemüthsart Widerstand gegen diese Neuerung zutrauen mochte, mich vorsichtig sondirte, bekam er die Antwort: Meine Frau darf nicht schlechter placirt werden als ich; mir aber können Sie jeden Blatz anweisen, der Ihrer Majestät beliebt: wo ich sitze, ist immer ‚oben‘. Seitdem hat sie den Versuch persönlicher Kränkung aufgegeben. Leider nicht die Einmischung in die Geschäfte, deren Zusammenhang und Bedeutung der ‚Feuerkopf‘ (so nannte sie der Kaiser) doch nie begreifen lernte.“ Die Beiden konnten einander nicht finden. Vierzig Jahre währte die Fehde. Und der Mann war der Frau nicht gerechter als die Kaiserin dem Minister.

Wir wissen wenig von ihr. Hörten, daß sie mit allerlei Talenten, musikalischem und literarischem, ans Licht dränge; sahen, daß sie das Welken ihrer Reize mit jedem erreichbaren Kunstmittel zu verbergen trachtete; und ließen

uns, als sie tot war, von ihrem größten Feind ihres Wirkens Geschichte erzählen. Allen Gegnern deutscher Macht, deutscher Einheit still verbündet. Das Haupt heimlicher Nebenregierung. Des Kaisers Quälgeist. Ohne Nationalgefühl. . . War sie so schlimm? Sie kommt aus Weimar ins arme Preußen Friedrich Wilhelms des Dritten. Ist als Pauls launisches Enkelkind, als Goethes andächtig horchende Schülerin aufgewachsen. Wird einem Mann angetraut, in dessen Herzen ein anderes Bild lebt und dessen bequeme Lust suchenden Sinnen sie viel, bis ins späte Alter, zu verzeihen hat. Der vom Wirbel bis zur Zehe Soldat ist, ohne tiefere Geisteskultur und ein Fremdling im Reich des humanistischen Ideals, das ihrer jungen Seele eingepflanzt ist. Hof und Adel ganz anders als an der Elm; auch das Volk von größerem Schlag. „Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hofft es, Deutsche, vergebens; bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus.“ Schiller, denkt die Prinzessin, sprach Wahrheit. Doch die Hoffnung, auf diesem starren Boden ein augustisches Alter erblühen zu sehen, muß sie früh schon bestatten. Zufrieden sein, wenn ihr gelingt, den Mann der Volkswuth zu entziehen und des Sohnes Anspruch zu wahren. Ist's Lodsünde, daß sie nach den Bonnen der Herrschgewalt langt? Daß sie den Mann hassen lernt, dessen Hünenleib ihr den Weg auf die Höhe sperrt? Der rath in jeder Fährniß zu blutigem Kampf: gegen die Revolution und gegen draußen lauernde Tücke. Der hat freilich keine Krone zu verlieren und kann im Loben den Ruth fühlen. Augusta hat Bismarcks Genius wohl nie ganz erkannt; seinen Machtzuwachs stets aus eiferfüchtigem Auge gesehen. Weil sie sich nicht entschließen konnte, ihn grenzenlos zu lieben, und in gelassenem Gleichmuth neben Diesem Keiner zu wandeln vermochte. „Geworden ist ihm eine Herrscherseele und ist gestellt auf einen Herrscherplatz. Wohl uns, daß es so ist!“ So empfand der nüchterne Wilhelm. Nie Wilhelms Frau. Die wollte im Diener keine Herrscherseele, auch im höchsten nicht, und hing an dem Glauben, daß Glüc und Glanz auch in friedlicher Arbeit zu sichern sei. Der rechte Preuße lächelte spöttisch, wenn er solche Botschaft hörte; nur unter Mißvergnügten und Ausländern warb sie der Königin eine Gemeinde. Der Königin, die, lieblos, machtlos, in ihrem Hermelin froh. Alles hatte ihr Einer genommen. Den ersten Platz im Rath des Königs und im Gefühl der dankbaren Nation. Weder ihr noch dem Sohne nur den engsten Bereich gelassen, auf dem ernsthafte Arbeit möglich, der Trieb zur That dem Lande nutzbar zu machen war. Und just dieser Eine prägt ihr Bild ins deutsche Gedächtniß. Ist's für hilflos irrendes Weibthum nicht Strafe genug?

Augusta gehört dem Reichsmythos. Blickt aus frommem Auge auf die prangende Spinnerin, deren furchtsame Klugheit den Balwater der Heidenzeit, weil er unter seinem Himmel ein Mann blieb, zu schrecken vermochte!

Nankeedoodle=fahrt. *)

Die großen Flüsse waren in früheren Zeiten den Menschen viel mehr als heute. Sie waren ihnen so viel, daß man ihnen göttliche Ehren erwies, sie zu Göttern versinnbildlichte, und heute noch haben Namen, wie Rhein, Donau, Wolga einen besonderen Klang. Es lönt aus ihnen Dank, Ehrfurcht, Bewunderung. Kein Name aber hat mehr Majestät als der des Stromes von Egypten. Der Nil! Er ist auch heute noch nicht bloß die Lebensader Egyptens; er ist die Lebensquelle des Landes, das überall Wüste ist, wohin sein Schlamm nicht reicht.

Millionen Menschen haben diesem Strom gebient, haben ihm gehuldigt als dem großen Lebensbringer und er hat auf seinem Schlamm eine Bildung entstehen sehen, die uns nicht nur durch ihr Alter ehrwürdig ist. In diesem Schlammboden lagen die Keime auch unserer Kultur und wurden Frucht. Wie alle Erde ist er mit Schweiß und Blut gedüngt worden; und er hat eben so viel Leben geessen wie geboren. Vielleicht ist die alte Weisheit der Egypter so tief und reich, weil sich diese Menschen ihrer Herkunft aus dem Schlamm so deutlich bewußt waren. Sie mußte zur Mystik werden, mußte Götter bilden, weil das unbegreiflich Wunderbare der Lebensentstehung hier so augenfällig und in so kolossalem Maßstabe vor sich geht und immer Tod und Leben, Wüste und Nilschlamm, dicht bei einander liegen. Man mußte glauben (Das heißt: dichten), um sich neben dieser Nacht zu behaupten. Aus dem selben Grunde baute man hier so kolossal und gleichsam für die Ewigkeit: aber immer in Symbolen und ausschließlich Werke von allgemeiner Bedeutung. Was dem gewöhnlichen Menschendasein diente, wurde im vergänglichsten Material nur eben zur Noth aufgeführt; aber die Bauten, die Göttliches repräsentiren sollten: die Tempel und Staatsgebäude, thürmten sich in ungeheuren Quadern. Desgleichen wurden für die Toten die allerfestesten Kammern gemauert und die Leichen selber mit unglaublicher Kunst konservirt. Das sieht fast wie Trost aus. Auf alle Fälle ist es Ausfluß einer ungeheuren Entschlossenheit, Menschliches als das Bleibende im ewigen Wechsel zu stabiliren. Sie wollten durchaus nicht wieder zu Dreck werden, diese merkwürdigen afrikanischen Menschen, die doch den Dreck als heilig erkannten: als Lebens Herkunft. (Und wem haben sie ihre Mumien aufbewahrt? Den Mäusen, also den Wässern und Gelehrten. So kommt Hochmuth vor dem Fall.)

Weisheit und Oede umgab sie in schroffem Kontrast; sie sahen zum Himmel empor und ahnten Gesetze unabänderlicher Gewißheit. Das Rechnen, das sie vom Nil gelernt hatten, wandten sie die auf Gestirne an. Aber Alles wurde ihnen göttlich, denn sie waren noch keine Gelehrten, sondern Weiße: und also waren sie Dichter. Aber sie waren auch Priester; und aus Priestern kommen immer Pfaffen. So wurde aus der Weisheit und Poesie ein wirres Gewusel von bestioformen Göttern: eine ungeheuerliche Groteske (die Religion als Ueberbrett.)

Amenhotep IV. fand diese Menagerie unwürdig und erklärte sich, zu befehlen, daß nur ein Gott sei: Aten, die Sonne. Ihr (die hier unter dem Doppelten Namen Re und Atum angerufen wird) galt der schöne Hymnus:
Anbetung Dir, o Re, beim Aufgang, Atum beim Untergang!

*) Bruchstückchen aus dem im ernstesten Sinn lustigen, im klügsten Sinn strengen Buch „Die Nankeedoodlefahrt und andere Reisegefahrten; Neue Beiträge zur Kunst des Reisens von Otto Julius Bierbaum“ (Georg Müller in München).

Du gehst auf, Du gehst auf, Du strahlst, Du strahlst
Mit leuchtender Krone, Du König der Götter.

Des Himmels, der Erde Herr bist Du.

Du bist Der, der die Sterne da oben, die Menschen hier unten schuf.

Tu bist der einzige Gott, der war schon zu Anfang.

Länder liehest Du werden und Völker hast Du geschaffen.

Du hast die Wasser der Feste, hast den Nil uns erschaffen.

Alle Gewässer hast Du geschenkt und Leben Dem, das darin ist.

Du warst, der der Berge Ketten verband und Menschen und Erde lich werden.*)

Aber es war (um 1400 vor Christus) zu spät. Das Volk liebte bereits sein Spielzeug und wollte nicht von seinem heiligen Thiergarten lassen. Schon Amenhotep's Nachfolger mußte von sich sagen: „Ich muß die Knie beugen vor Göttern, die ich verachte.“

Auf so nachdenkliche Dinge führt eine Fahrt auf dem Nil, dessen Gottheit sich die Ägypter als doppelgeschlechtliches Wesen dachten: mit Bart und Frauenbrüsten und blaühäutig. (Schöner ist der Gedanke, daß das Steigen des Nils von einer Thräne der Isis herrührt. Denn es hat viel für sich, zu glauben, daß Götter weinen müssen, um Menschen glücklich zu machen. Das Christentum ruht ja auch auf dieser Vorstellung.)

. . . O Ihr grundgütigen Leser! Verzeiht diese hartgefottene Einleitung! Man fährt nicht ungestraft zwischen Palmen auf dem Nil mit einer Jankerbooble-gesellschaft. Denn diese ist so unendlich fibel, daß man nothgedungen an das Variété der lieben alten ägyptischen Götter denken muß, die ganz gewiß unsterblich sind, obwohl sie schon König Ni, des direktionslosen Amenhotep Nachfolger, verachtet hat. Sei, was für Wiße habe ich auf dem Nil genießen dürfen! Ein wahres Feuerwerk prasselte auf, als wir an der Stelle vorüberkamen, wo die Legende will, daß Moses in seinem Köschen von der Tochter des Pharao gefunden worden ist. Wie oft mußte ich mir da sagen, daß ich ein grundhumorloser Mensch bin! Kein Wunder also, daß ich traurig wurde.

Ja, mir war sehr ernsthaft zu Muth. Nicht einmal die Weltfahrt erweiterte mich, die unser Jankerboobleboot mit dem Cool-Dampfer veranstaltete, der Wiene machte, vor uns am Ziel anzukommen. Und dann hätten die Cool-Engländer uns die besten Esel weggegrabscht. Es war gewiß gut, daß diese Absicht der Konkurrenz vereitelt wurde; aber eine nationale Angelegenheit war es doch eigentlich nicht.

Der Nil war nur von wenigen Booten belebt mit seltsam schräg gestellten Segeln an dünnen gebogenen Stangen. Genau die selben Segel haben wir später auf den alten ägyptischen Malereien abgebildet gesehen.

Immer wieder kamen wir an Schöpfwerken vorbei; auch den selben, die schon die alten Ägypter hatten: von Stieren bewegt, die mit verbundenen Augen im Kreise schritten. In der Ferne Palmenpflanzungen; an den Ufern wasserholende Frauen. Manche tragen, statt der alten schönen-Gefäße, moderne Konservenbüchsen aus Blech auf dem Kopf. Einmal kamen wir an einem Gefängniß vorbei. Sträf-

*) Ich entnehme die Verdeutschung dem schönen Werke von Suante Krætzorius „Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten“ (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft), der ich auch das Bild des Sonnengottes verbaute.

linge mit Ketten an den Füßen schleppten Steine. Das hat der heilige Nil wohl besonders oft gesehen. Wähnschlucht mahlt im gleichen Takte . . .

Als wir an unserem Bestimmungsort angelangt waren, empfing uns eine kleine Armee von Eselreitern mit ihren schönen Thieren. Ich hatte mich leider entschlossen, einen Sandwagen zu bestellen, da ich meine Erfahrungen mit einem Esel von Gizeh nicht wiederholen wollte. Ich wäre gescheiter gewesen, wenn ich mutziger gewesen wäre. Die Fahrt im Sandwagen war eine Tortur, weil das Pferd nicht im Stande war, das schwere Gefährt mit zwei Personen zu ziehen (denn außer mir sahr noch eine Dame von gleichfalls beträchtlicher Weiblichkeit mit). Daß ich zuweilen im Wüstenland laufen mußte, war nicht weiter schlimm; aber die Qual der vierbeinigen Kreatur mit ansehen zu müssen, war schauerhaft. Dafür entschädigte mich das Vergnügen, das meine Frau am Eselreiten hatte, und der Anblick, den sie dabei bot. Sie hatte einen der hübschesten und stärksten Esel erwischt, der eigentlich Nofes hieß, ihr zu Ehren aber von seinem Führer Kaiser Wilhelm genannt wurde. Dieser Führer war ein hübscher Kerl und hieß Hassan. Daß er etwas Italienisch sprach, erwarb ihm die Sympathie meiner Frau; aber daß er zu der in Egypten weitverbreiteten Kunst der *Pizzicatori* gehörte, die es lieben, ihre Hände mit weiblichen Körpertheilen in Berührung zu bringen, wo sich nicht alle Damen von Jedermann betasten lassen, brachte ihm einige Male Ramen aus der italienischen Zoologie ein, bis er diese Vertraulichkeiten ließ. Dafür erklärte er dann unablässig, meine Frau sei „kolossal“, wollte damit aber nicht sagen, daß sie riesig, sondern, daß sie überhaupt etwas Besonderes sei, denn er hatte das Wort von Deutschen aufgeknippt, die ja wirklich gern „kolossal“ sagen, wenn sie Bewunderung ausdrücken wollen. Natürlich sagt er Das gewohnheitmäßig zu jeder Dame, die jeweils auf seinem Nofes sitzt. Warum auch nicht? Auch wir sagen ja zu Jedermann „Herz“ und versichern alle Welt schriftlich einer Hochachtung, von der wir sogar voll zu sein vorgeben.

Wir ritten also (ich mahlte) in die Wüste Sakkahra. Bald kamen wir durch Palmenwälder, bald ging's durch Sand und Sand und nochmal Sand, zwischen enormen Kaktusstäuben. Ich sagte eben: Palmenwälder. Das ist eine Uebertreibung, insofern man sich unter Wald Das vorstellt, was bei uns so heißt. Palmenanpflanzungen wäre richtiger gewesen. Es sind Kulturen; und jede Palme ist in den Steerklüften Egyptens numerirt. Trotzdem haben diese Versammlungen von Palmen mitten in der leeren, riesigen Ebene etwas Schönes, fast Heiliges. Da die Palmen weit aus einander stehen, kann von einem dichten Schatten nicht die Rede sein. Vielmehr sieht man das Schattenbild jedes einzelnen Baumes klar und scharf auf dem sandigen Boden. Das giebt einen sehr sonderbaren Anblick.

Die erste Nacht machten wir an der Kolossalstatue des zweiten Ramses, die es längst vorgezogen hat, sich lang hinzulegen, statt aufrecht dazustehen. Da unsere Zeit in der Dramatik die horizontalen Helden liebt (wie Franz von Königsbrunn-Schau Hauptmanns „Männer“ nennt), würde eine Abbildung dieses liegenden Königs als Kapitelkiste über den Aktanfängen moderner Theaterstücke ein recht sinniger Buchschmuck sein. Noch sinnfälliger symbolisch wirkte auf mich der Anblick, den ich hatte, wie ich als Letzte der Karawane in meinem Sandwagen ankam: die ganze Dantebooblesgesellschaft stand und sah auf dem steinernen Riesen und ließ sich photographiren. O Gulliver! Die andere Riesenbildsäule des selben Herrschers liegt überdacht da und man kann auf Treppen an ihr herumkriechen.

Erstaunlicher Weise wurden hier keine Ansichtspostkarten verkauft. (Ober waren sie schon vergriffen, als ich ankam?) Dafür liefen Beduinen mit kleinen Mumienfiguren herum, für die sie zehn Franken verlangten, doch schließlich auch einen nahmen. Es sind Imitationen der Holzpuppen, die, wenn ich nicht irre, mit Kinderleichen begraben wurden. Ich habe sie, naiv, wie ich bin, lange Zeit für Holz gehalten, bis mir einmal eine zerbrach und sich herausstellte, daß sie aus gebadenem Dred besteht. Seitdem ist sie mir noch werthvoller, denn nun habe ich etwas Nilschlamm im Haus.

Unweit der Ramsesstatuen beginnen die Ruinen der Stadt Memphis. Ruinen? Wo denn? Unser Freund Knoselbust, der uns auch hiesher begleitet hatte, aber selten zu sehen war, weil sein Trupp nicht zusammenhielt, preschte auf seinem Ziel an mir vorüber, machte eine gewaltige Armbewegung und rief pathetisch: „Memphis!“ „Wo denn?“ schrie ich. „Ueberall!“ rief er. „Wir reiten durch Memphis mitten durch!“ Und er hatte noch die Güte, einige Angaben über die Millionenzahl der Einwohner dieser alten Hauptstadt Egyptens für mich fallen zu lassen. Also: wir itten durch „Memphis“ mitten durch; aber von einer Stadt war nicht mehr zu sehen als auf einem riesigen Kartoffelacker. Hier hat der Zahn der Zeit gründliche Arbeit gethan. Nur von dem Tempel des Weltengottes Ptah sollen Trümmer übrig sein. Ich habe nichts davon gesehen. Aber ich bin „durch Memphis durch“ geritten und habe der Worte gedacht, die Horatius an seine Leuconoe gerichtet hat:

. . . carpe diem! Quam minimum credula postoro! In Deutsch etwa: Bisse! auf die Zukunft, Schag! Nimm, was Du hast!

Nur hinter „Memphis“ mußte ich mich von meiner Frau trennen, die mit der Fellsarawane weiter galopirte, während ich, der mit Recht bestrafte Sybarit, in meinem Sandwagen einsam einen kürzeren Weg dahinmahlen mußte, denn das arme, franke Pferd konnte kaum mehr. (Wie vergesse ich sein Köcheln.)

Was meine Frau gesehen hat, hat sie in einem Brief sehr hübsch beschrieben. Ich setze diese Stelle hierher: „Ich kam durch ein entzündendes Dorf von Beduinen. Die Frauen saßen vor den Thüren und bereiteten das Essen für ihre Männer, die sicher im Feld arbeiteten.“ (O Du Idealistin! Diese Beduinen arbeiten nie. Sie nähren sich als Felttreiber und Pizzicatori.) „Kleine Kinder mit dünnen und zerlumpte Hembchen, aber Armbänder an den Fußgelenken.“ (Armbänder an den Fußgelenken? Holla, Madame, Vogit! Aber nein: man sagt ja auch: ein silbernes Hufeisen. Ich nehme Alles zurück!) „Schreiteten wadelnd von Frau zu Frau und erlaubten sich auch mit den Händchen, die sicher zweimal schwarz waren, in den Schüsseln herumzufuchen. Von den Frauen sah ich, leider, wieder sehr wenig, aber die Augen lachten immer, wenn man ihnen freundlich zunickte“ (und Das thatest Du gewiß!). „Man konnte auch manchmal einen Theil der Brust sehen, denn fast alle Weiber hatten ein kleines Kind. Aber die Brüste waren Flaichen. Das ist die Rasse.“ (Ich hätte mich, zu widersprechen). „Komischer Weise war ich immer sehr beliebt bei den Schwarzen“ (darin finde ich gar nichts Komisches) „und mein Hassan war sehr stolz darauf“ (ich wäre es auch gewesen) „und machte seine Schwestern“ (Schwestern? Das kenn' ich) „auf mich aufmerksam, indem er sagte: ‚Sehr gute Madam, sehr schöne Madam‘. Er wollte nur die Näder schmieren für den Balschisch.“ (Sehr kluge Madam!) „Wir verließen das Dörfchen und kamen durch Felder, auf denen herrliches fettes Gras wuchs, endlich auf eine Hochfläche: ‚das Lotensfeld von Sakkarah‘. Vorher aber mußten wir auf einen Bahndamm hinauf.“

Dort trafen wir uns und hatten gemeinsam einen Ausblick wie aus der Zeit der Pyramidenbauten, der nicht zu meinem Zweifel an der Arbeitstreue der Beduinen zu stimmen schien. Denn wir sahen große Karren, besetzt mit enormen Säulen (eben entdeckten Alterthümern, die nun für das Museum in Kairo bestimmt waren), durch Menschenkraft auf Gleisen gezogen und geschoben. Vorn lagen die braunen Kerle in den Seilen, hinten wackelten sie mit dem ganzen Leib gegen den Wagen, aber die vorderen wie die hinteren sangen zu ihrer Plage, die am Ende nicht so groß war, wie sie ausah. Es waren aber keine Beduinen.

Die Sonne brannte wie durch ein großes Bergkrümmungsglas; die Strahlen sprangen uns gleichsam vom Sand her wie Pfeile ins Gesicht. Aber sonderbar: diese Hitze that mir nichts. Je weiter ich nach dem Süden komme, desto mehr Hitze kann ich vertragen.

Hirten badeten ihre Schafe in einem Teich. Ein Zeltlager war in einer Palmenlichtung zu sehen. Vor uns lag endlos Sand und Sand und immer wieder Sand; gleißend, stimmernd. In der Entfernung ragten wie Schemen, gelbroth, ein paar Pyramiden auf: körperlos, ganz nur farbige Erscheinung. Und der Himmel schien eher weiß als blau. Hier allein: und ich würde mich nicht wundern, wenn Engel vom Himmel stiegen und mit mir in fremden Zungen redeten, die ich plötzlich verstände. Ja, wenn der alte böse Zueingott selbst käme, in einem weißen Burnus, sonst aber ganz wie Hermann Bahr (letzte Aklure) aussehend, und spräche mich hebräisch an: ich wäre gar nicht erschaut und würde antworten wie ein Rabbiner.

Wir besuchten das Grab des Ti. Dieser Mann war ein Wirklicher Geheimer Rath, Excellenz. Aber Das ist schon lange her. Ich glaube: viertausend Jahre. Die Bilder aber, mit denen er seine Grabkammer hat ausschmücken lassen, leuchteten in so feischen Farben, daß jeder verständige Antiquar sie erst in ein Kaffeebad thun würde, um ihnen den Reiz von echten Alterthümern zu geben. Man sieht auf ihnen, wie lustig Herr Ti gelebt hat. Er aß gern Gänsebraten und liebte es, nackte Mädchen vor sich tanzen zu lassen. Auch mußten Diese, zu seinem wie zu ihrem Vergnügen, auf einander reiten und dabei Ball spielen. Ti war ein raffinirter Geheimerath.

Run gelangten wir zu den Apis-Gräbern. Jeder Besitzer eines Konversation-Vergikons weiß, daß man bei den alten Egyptern für heilig gehalten wurde, wenn man ein weißer Stier mit einem schwarzen Stirnband war. Aber während es die christlichen Heiligen zu Lebzeiten meistens recht schlecht hatten, wurden die Apisse auf jede Weise verwöhnt. Daß sie neben dem König wohnen durften, war ihnen am Ende gleichgiltig und auch für die dargebrachten Weißgechenke aus Gold und Silber und Edelstein hatten sie wohl wenig Sinn; eher behagte ihnen gewiß das ausserlesene gater Futter, das ihnen von schönen Mädchen servirt wurde. Aber das Schönste und ganz nach ihrem Geschmack war, daß man ihnen einen Harem aus den feinsten Kühen des Landes gab. Nur an Bewegung wird es ihnen gelehrt haben und vermutlich wird ihnen verwehrt gewesen sein, zu taufen; und Das ist doch wohl die Biermäßigste aller Vergnügungen. Item: ganz vollkommen war auch die Wollust dieser Existenz nicht. Dafür wurden sie nach ihrem Tode einbalsamirt und auf eine Weise begraben, über die sich heute noch die Menschen den Kopf zerbrechen. Auch ich wollte mir Gedanken darüber machen, aber die Hitze in diesen Stiergrabkammern war so ungeheuer und das Gedränge von einer Unzahl klüsternder Menschen in den engen Gängen so unangenehm und ich wurde so oft von den

Wachstergen meiner Genossen befedert und der Vortrag unseres Dragomans über das Räthsel „Wie diese riesigen Granitfänge hier heruntergekommen sein mochten“, knoselte so stark, daß ich fluchtartig das Weite und Helle suchte. Ich glaubte, blind zu werden, als ich an das Tageslicht kam; noch mehr überraschte mich aber, daß die vorher als brennend empfundene Sonnenhitze mir plötzlich wie Kühle erschien nach der Hadolentemperatur da unten. Heiß wie in den Apsisgräbern: Das ist der Superlativ von Hitze.

Wir ritten (ich maßte) zurück. Zum Glück durfte ich den Wagen tauschen. Jedoch nahmen es mir meine dänischen Freundinnen sehr übel und legten es als preussisch-deutschen Egoismus aus, daß ich ihr gesundes Pferd für uns (meine beleibte Begleiterin und mich) requirirte und unserem kranken Gaul wenigstens die Erleichterung verschaffte, daß er die geringere dänische Last zu schleppen hatte; aber ich wußte mich mit dem Gedanken wegzutridien, daß auch sonst anständige Handlungen der Rücksicht auf andere Wesen als Eingebungen der Selbstsucht bei mir ausgelegt worden sind. Schließlich kommt es doch immer auf die Sache und nicht auf die Auslegung an. Und: wer Verkennungen nicht auf seinen Buckel zu nehmen vermag, ist schwach im Rückgrat.

Kurz bevor wir die Einschiffungstelle erreichten, lief ein reizendes Beduinenmädchen mit erstaunlicher Ausdauer neben unserm Wagen her, unablässig „Balschisch“ auf eine so süße, suggestive Art flüsternd, daß ich gemein genug war, sie Das sehr lange thun zu lassen, nur um den Genuß des Hörens länger zu haben. Sie kriegte dafür doppelt und ich bereue meine Schändlichkeit gar nicht, denn noch heute höre ich dieses wunderjam holde Begwitzcher.

Noch ein kurzer, aber heftiger Kampf mit Kutscher und Feltreiber wegen des Lohnes: dann gingen wir an Bord unseres Dampfbootes.

Die Heimfahrt war schöner als die Hinfahrt, denn die Genossen und Genossinnen unserer Wüstenwanderung waren schon müde und darum weniger laut und lustig. Auch war es frisch geworden. Das that wohl.

Abends fielen mir ein paar Verse ein:

Klein Moses lag im Winzen-Korb
Und schwamm den Nil hinunter.
Ihn fand die Tochter Pharaos
Und nahm ihn, als ein Spielzeug bloß,
Und päppelte ihn munter.

Wär' auf der andren Seite er
Des großen Nil geschwommen:
Die ganze Weltgeschichte wär',
Wer weiß wohin, die kreuz und quer:
Anderstwohl'n gekommen.

Denn wenn kein großer Mann sie fährt,
So läuft die Menschenheerde
Ins Ungewisse, Irre. Nur
Der Genius erkennt die Spur
Der Gottheit auf der Erde.

Schweizerische Heimarbeit.

Für Sozialreform und Sozialpolitik ist die Schweiz eine gastliche internationale Stätte. Dort hat die 1900 in Paris begründete Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz ihren Sitz, deren Präsident der Landammann des Kantons Sankt Gallen Heinrich Scherrer, deren stellvertretender Vorsitzender der Altbundespräsident Adrien Lachenal ist, Beide Männer von ausgeprägter Eigenart. Dort versammeln sich alle zwei Jahre (zuletzt geschah es in Genf und in Luzern, im nächsten Jahr wird Lugano Tagesort sein) die Delegierten und Gäste der nationalen Sektionen dieser Vereinigung, aus Deutschland, Oesterreich, Belgien, Dänemark, Spanien, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Großbritannien, Ungarn, Japan, Italien, Luxemburg, Norwegen, den Niederlanden, Rußland, Schweden, der Schweiz und vom Heiligen Stuhl, die Berlepsi, Brants, Lemire, Millerand, Montemartini, Philippovich, Pöhlgreen, Teleki und viele andere soziale Charakterköpfe, männliche und weibliche, zu Frucht bringenden Verhandlungen; mit Engelszungen, französisch, englisch und deutsch, lud Ministerialrath Professor von Gáal zu einer Tagung in Budapest ein: man widerstand, mit Bedauern, dem Sirenengesang und hielt sich an der eingewurzelten Ueberzeugung fest, daß die Arbeiten der Vereinigung im Schatten des Pilatus besser gedeihen als am Fuß der hohen Lättra oder in einem anderen vergnüglichen Capua außerhalb der schweizerischen Grenzpfähle. Dort, in Bern, reiften im Herbst 1906 als erste Bollfrucht der Internationalen Vereinigung die denkwürdigen Staatsverträge über das Verbot der Frauennachtarbeit und der Verwendung von Weißphosphor in der Säuholzindustrie. Dort, in Genf, tagte im September 1908 der erste internationale Verbandstag der Käuferbünde, die den Konsumenten das Gewissen zu schärfen unternehmen. Dort endlich, in Basel, regt sich seit 1901 unter der Leitung des ausgezeichneten Soziologen Professor Stefan Bauer das Internationale Arbeitamt zur Bewältigung mannichsachster, stets wachsender Aufgaben, eine wissenschaftliche Anstalt von strengster politischer Neutralität.

Doch auch fürs eigene Haus ist die Schweiz nicht unthätig. Schon 1848 legte die Landsgemeinde des Kantons Glarus für die zahlreichen Baumwollarbeiter einen Maximalarbeitstag gesetzlich fest und schuf zugleich mit der Verbesserung dieses Gesetzes im Jahr 1864 die erste Fabrikinspektion auf dem Kontinent. Das glarnerische Gesetz wurde vorbildlich für das schweizerische Fabrikgesetz von 1877. Was aber wäre aus dem Arbeiterschutz geworden, wenn nicht auf das Bitten und Drängen des damaligen Bundespräsidenten Heer der glarnerische Fabrikinspektor Fridolin Schuler unter Aufgabe einer zweiundzwanzig Jahre lang betriebenen ärztlichen Praxis (er war Schüler von Virchow und Studiengenosse von Ernst Haeckel) sich und seine gestählte

Kraft dem Bunde zur Verfügung gestellt hätte? Ein Vierteljahrhundert hat Schuler, ein Mann von starkem Herzen und vielseitigem Wissen, ein scharfer Beobachter und unermüdblicher Kämpfer, in seinem amtlichen Wirkungskreis in Wort und Schrift für gesundes Fortschreiten der sozialen Gesetzgebung gestritten; er hat dem eidgenössischen Fabrikinspektorat seinen Geist eingeflüßt und, indem er selbst einen bedeutenden Ruf im Inland und Ausland gewann, der Schweiz einen Ehrenplatz unter den Staaten verschafft, die, wenn man der Tradition glauben darf, dem Schutz und der Wohlfahrt der Arbeiter eine besonders lebhafteste Beachtung angedeihen lassen.

An das abgründige Problem der Arbeitslosenversicherung hat man sich in der Schweiz früher als sonstwo gewagt. Schon 1894 wurden die politischen Gemeinden des Kantons Sankt Gallen durch ein Gesetz zur Einführung obligatorischer Arbeitslosenversicherung berechtigt; der von der Stadt gemachte praktische Versuch schlug allerdings fehl. 1897 machte Zürich Anläufe: der Große Stadtrat warf die Vorlage unter den Tisch des Hauses. Für den Kanton Baselstadt wurde 1899 ein Gesetz votiert; da wurde das Referendum beantragt und eine Volksabstimmung legte das Gesetz hinweg; 1909 erschienen zwei neue Gesetze, die auf eine staatliche Arbeitslosenversicherung für freiwillige Mitglieder sowie auf staatliche Unterstützung von privaten Arbeitslosenkassen abzielen und am ersten Januar 1910 in Kraft treten werden.

Das Tempo der schweizerischen sozialpolitischen Gesetzgebung hat sich seit einigen Jahren verlangsamt. Vielleicht, wie der Züricher Paul Cugat meint, weil große Aufgaben stark wirtschaftlichen Charakters die gesetzgebenden Kräfte völlig in Anspruch nahmen. Eine Ausstellung und ein Kongress haben neuerdings die Eidgenossenschaft an ein ihrer noch hartendes Problem erinnert: an die Heimarbeitfrage.

Von John Bowring an, der 1837 in einem Bericht an das englische Parlament die Uhrmacherei des Kantons Neuchâtel und die Seidenindustrie Zürichs schilderte, bis zu Stefan Bauers Schüler Emil Thürkaut, von dem wir ein erst vor wenigen Monaten veröffentlichtes vortreffliches Werk über die Seidenbandindustrie Basellands besitzen, ist mancher Versuch zur Darstellung der schweizerischen Hausindustrieverhältnisse gemacht worden. Schulers Untersuchung (1903 erschienen) erstreckte sich auf alle Gebiete der Heimarbeit, besonders auf ihre sozialen Verhältnisse; die diesem Werk fehlende statistische Grundlage wurde bis zu einem gewissen Grad durch die eidgenössische Betriebszählung 1905 beigebracht. Schuler fand, daß die Schweiz mit ihrem Aufklärungsmaterial hinter den Nachbarländern Deutschland und Oesterreich weit zurückbleibe, und in einer Eingabe an den Bundesrat beantragte die schweizerische Sektion der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz die Veranstaltung einer die Verhältnisse der gesamten Hausindustrie des Landes

umfassenden Erhebung und die gesetzliche Einführung des Registerzwanges. Nach einem Gutachten der Fabrikinspektoren lehnte der Bundesrath beide Anträge ab; die Finanzen gestatteten eine solche Ausgabe nicht; die Ausbeute werde den Aufwendungen nicht entsprechen; eine Erhebung sei nicht nothwendig; wenn zwar bedeutende Uebelstände anzuerkennen seien, so dürfe man doch die Schilderung ausländischer Zustände nicht ohne Weiteres auf die des Landes übertragen; die schlimmen Zustände anderer Centren seien in der Schweiz, deren Hausindustrie zudem eher zurückgehe, nicht zu finden. Da auf diesem Weg nichts zu erreichen war, trat der Schweizerische Arbeiterbund auf den Plan: mit dem Vorjas, in den durch die Betriebszählung gegebenen Rahmen ein lebendiges Bild der Heimarbeit hineinzustellen.

Die schweizerische Hausindustrie umfaßt in sechs Industriezweigen, gegliedert in 29 Betriebsarten, 92 000 Heimarbeiter; sie wird als einzige Beschäftigung in 46,8 Prozent, als Hauptbeschäftigung in 20,6 Prozent, als Nebenbeschäftigung in 32,6 Prozent der Betriebe ausgeübt; besonders häufig ist die Verbindung mit der Landwirtschaft; kleine Bauern sind Arbeiter; in ihren wichtigsten Zweigen ist die Hausindustrie eine ländliche Betriebsart. 63 700 Heimarbeiter, über zwei Drittel der ganzen Zahl, nimmt die Textilindustrie in Anspruch, 12 500 die Uhrenindustrie, 8500 die Industrie für Kleider und Bug, 6300 die Stroh- und Korbwaarenindustrie; unbedeutend ist die Holzschmiederei (500) und die Tabakindustrie (400). In der Textilindustrie wiegt die Stickerei mit 35 000 Heimarbeitern vor; in der Seidenindustrie sind 22 500, in der Baumwollindustrie 5400, in der Wollen- und Leinenindustrie 800 Heimarbeiter beschäftigt. Diese 1905 in der stillen Jahreszeit vorgenommene, also niedrigsten Beschäftigungsgrad angehende Zählung berücksichtigt nur die über vierzehn Jahre alten Personen. Auf Grund anderer, durch Schätzungen ergänzter Zählungen kann man annehmen, daß 2500 Kinder hausindustriell beschäftigt werden. Schuler schätzte die Zahl aller schweizerischen Heimarbeiter auf 133 000, was wohl annähernd dem heutigen Bestand entspricht.

Die ostschweizerischen Kantone Sankt Gallen, Appenzell Auser-Rhoden und Zürich beschäftigen, vorwiegend mit der für sie charakteristischen Textilindustrie, beinahe die Hälfte der Heimarbeiter. Die Uhrenindustrie ist westschweizerisch und besonders in den Kantonen Bern, Neuenburg und Waadt vertreten. Die Industrie für Kleider und Bug vertheilt sich gleichmäßiger als alle anderen Hausindustrien über die ganze Schweiz; in Zürich, Argau und Bern wird sie am Stärksten betrieben. Die Stroh- und Korbwaarenindustrie giebt den Kantonen Argau, Luzern und Freiburg ihren besonderen hausindustriellen Charakter. Die Holzschmiederei beschränkt sich auf das Berner Oberland, die Tabakindustrie auf den Kanton Argau.

Am Dichtesten sind die Heimarbeiter im Kanton Appenzell Inner-Rhoden

gejät; dort sind von 10 000 Einwohnern 2194 und von 1000 Industriearbeitern 678 in der Heimarbeit beschäftigt, im Kanton Appenzell Auser-Rhoden 1961 und 478. Und dann klingt es ab über die Kantone Baselland und Sankt Gallen bis herunter zu Valais mit 10 und 9 und Graubünden mit 8 und 5. Im Durchschnitt sind von 10 000 Einwohnern der Schweiz 266 und von 1000 Industriearbeitern 128 hausindustriell thätig. Zum Vergleich: nach meinen vor einigen Jahren vorgenommenen Untersuchungen waren unter 10 000 Einwohnern des Großherzogthums Baden 101 und unter 1000 in der Industrie beschäftigten Arbeiter 85 Heimarbeiter. 77 000 Heimarbeitertinnen zählt die Schweiz; 73 vom Hundert aller Heimarbeiter sind weiblichen Geschlechts. Das Frauenelement umfaßt in der Tabakindustrie 89,7, in der Industrie für Bekleidung und Puz 88,6, in großen Gruppe der textilen Heimarbeiter 75,1 und in der Uhrenindustrie 48,2 Prozent der Beschäftigten.

In der Textilindustrie spielt die Stickerie, deren Anfänge bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehen, eine große Rolle. Die Hanoftickerie beschränkt sich fast ausschließlich auf den Kanton Appenzell Inner-Rhoden; die sehr feinen Stickereien finden namentlich in den oberen Gesellschaftsständen guten Absatz. Die erste Stickmaschine wurde 1829 in Sankt Gallen eingeführt; die Handmaschinenstickerei blieb zunächst im Fabrikbetrieb, breitete sich aber bald mehr und mehr in der Hausindustrie aus: als Männerarbeit; die Frauen besorgen Nebenarbeiten; eine Stickmaschine kostet durchschnittlich 2500 Franken, eine Fädelmaschine etwa 500 Franken. Die Schifflistickerei, die ein bedeutendes Kapital erfordert (die Maschine kostet durchschnittlich etwa 11 000 Franken), fing erst vor kurzem an, sich in der Hausindustrie einzubürgern. Die Kettenstickerei erfordert nur eine Art Nähmaschine und kann wie die Handstickerei in Wohnräumen verrichtet werden.

Die Weberei ist mannichfach vertreten. Die Seidenstoffweberei hat ihren Hauptsitz in Zürich und beschäftigt ihre Arbeiter in großem Kreis ringsum; die Hausweberei geht allmählich, in den letzten Jahren schnell zurück; der Nachwuchs wird dem Handwebstuhl fremd; ganze Dörfer haben das Weben aufgegeben. Die Seidenbeutelstuchweberei wurde gegen 1850 aus Frankreich eingeführt; sie ist ausschließlich Heimarbeit und wird von Männern ausgeübt; das Spulen ist Frauen- und Kinderarbeit; fast sämtliche Weber sitzen auf den schönen Abhängen des appenzellischen Kurzenbergs und benachbarter Höhen. Die seit Jahrhunderten in Basel betriebene Seidenbandweberei hat auch heute noch ihren Mittelpunkt in dieser Stadt; der weitaus größte Theil der Fabrik- und Hausweber steht im Dienst von etwa 15 basler Unternehmungen; von 7000 Fabrikwebern und 7500 Hauswebern der Seidenbandindustrie sind 6000 und 6500 in den beiden Kantonen Basel beschäftigt, während sich der Rest auf Aargau, Bern und Solothurn vertheilt. Im appenzellischen Mittel- und

Hinterland hat die Plattstichweberei ihren Hauptsitz; seit alten Zeiten eingebürgert, hat sie viele Krisen durchgemacht; auch jetzt hatte sie wieder eine. Die Weinenweberei beschränkt sich fast ausschließlich auf den Kanton Bern und ist in schnellem Rückgang begriffen. Außerdem sind die Floretweberei, etwas Tuch- und Baumwollstoffweberei und ganz vereinzelt die Strohweberei vertreten.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung: die Heimarbeiter der schweizerischen Textilindustrie sind besser organisiert als die Fabrikarbeiter. Von den Fabrikarbeitern gehören kaum fünf Prozent einer Organisation an, von den Heimarbeitern (ohne Berücksichtigung der Seidenweber Basellands) rund sechs Prozent. Die Verbände der appenzellischen Plattstichweber und Seidenbeutelstichweber und der Handmaschinensticker in der Ostschweiz haben bereits eine reiche Geschichte. Der Verband der Seidenbeutelstichweber umfasste Ende Juli dieses Jahres 1234 Mitglieder; nur etwa 50 Weber sind noch nicht organisiert; mit den Fabrikanten ist ein Kollektivvertrag und ein Schiedsgericht vereinbart. Die „Krisenklasse“ (bestimmt zur Vinderung der Noth der Arbeitslosigkeit) ist eine Schöpfung des etwa 1000 Mitglieder umfassenden Handstickerverbandes.

Die Ergebnisse der im Jahr 1904 von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft veranstalteten Erhebung über die Kinderarbeit waren lückenhaft, da die Hälfte der Kantone kein Entgegenkommen zeigte. Immerhin aber wurde werthvolles und schlüssiges Material gewonnen; von den 279 551 Schulkindern der Kantone Bern, Luzern, Glarus, Appenzell Inner-Rhoden, Freiburg, Solothurn, Baselstadt, Baselland, Aargau, Thurgau, Waadt und Neuchâtel waren 149 083 oder 53 Prozent im Erwerb thätig, davon 42 Prozent in der Landwirtschaft, 6,4 Prozent in Hausindustrie und Handwerk, 5 Prozent in sonstigen Erwerbarten. Im Kanton Appenzell Auser-Rhoden aber waren nach Erhebungen, die Pfarrer Zinsli im Jahr 1905 anstellte, von 9378 Schulkindern nicht weniger als 5820 neben der Schule erwerbsthätig, davon 2199 oder 49,5 Prozent der Gesamtsummen in der Hausindustrie. Der Kanton Appenzell Inner-Rhoden, wo die Heimarbeiterschaft am Dichtesten gesät ist und die Stickerei (Dies kann man wohl sagen) Haus bei Haus betrieben wird, weist die schlechtesten Rekrutungsverhältnisse der ganzen Schweiz auf; im Durchschnitt von drei Jahrzehnten waren von 100 Gestellungspflichtigen insgesamt 55,1 dauernd dienstuntauglich gegenüber 43,3 im Landesmittel, entsprechend einer Abweichung von 27,2 Prozent von diesem Mittel; hier wirkt ohne Zweifel die Heimarbeit (der Eltern und der Kinder) verhängnisvoll zusammen mit der degenerirenden mangelhaften und einseitigen Ernährung der Bevölkerung: durch die Ausfuhr des Milchfettes in Form von Käse wird die physiologische Bilanz ernstlich gestört.

Zugleich mit Holland erhielt auch die Schweiz eine Heimarbeiterausstellung. Während für das holländische Unternehmen, in dem gedumigen

„Beloz“ zu Amsterdam, durch staatliche und gemeindliche Subventionen das erhebliche Kapital von 55 000 Gulden zur Verfügung stand, hatte die schweizerische Ausstellung, die vom fünfzehnten Juli bis zum fünfzehnten August in den prächtigen Räumen des züricher Hirschengraben-Schulhauses stattfand und dann nach Basel überführt wurde, mit der durch Beiträge des Bundes, von Kantonen, der Stadt Zürich und verschiedener Verbände zusammengebrachten viel bescheideneren Summe von 22 000 Franken zu rechnen; sie ist mit ihren Mitteln glänzend ausgekommen.

In der berliner Heimarbeitausstellung reiste der Mann im weissen und weissen Kopf des Nationalrates und Arbeitersekretärs „Papa“ Greulich. Der endgiltige Beschluß wurde gefaßt am ersten November 1908 in der konstituierenden Sitzung des Organisationkomitees, zu der Vertreter von eidgenössischen und kantonalen Behörden, von allgemeinen Verbänden wie der Schweizerischen Vereinigung für internationalen Arbeiterschutz, der Gemeinnützigen Gesellschaft, des katholischen Volksvereins, der Sozialen Käuferliga, des Bundes der Frauenvereine und des katholischen Frauenvereins, von Arbeiterfachverbänden und Arbeitervereinigungen jeder Art und Richtung eingeladen waren; die Leitung übernahm der Präsident des Schweizerischen Arbeiterbundes Oberrichter Otto Lang (Zürich). Daß nicht ein einziger Arbeitgeberverband, auch nicht der Schweizerische Gewerbeverein, zur Beteiligung eingeladen wurde, vermerkte man manchen Orts sehr übel. Mit Unrecht. Solche Unterlassung ist kein Versehen. Industrieausstellungen, dazu bestimmt, die Leistungsfähigkeit der Arbeit zu zeigen, werden vom Kapital ohne organisatorische Beteiligung der Arbeiter veranstaltet: man soll daher logischer Weise Heimarbeitausstellungen (die die soziale Noth der Arbeit zu zeigen unternehmen) glatt und reinlich der Arbeiterschaft und ihren unbetheiligten Freunden überlassen; hier handelt es sich nicht um eine Messe zum Zweck der besseren Bekannmachung von Waaren, zur Anknüpfung neuer Verbindungen und zur Absatzsteigerung, sondern um ein Plaidoyer, das nicht durch Kompromisse verwässert sein soll. „Die Felswand wird ein kräftig Wort Dir doppelt kräftig wieder geben.“ Mag die Industrie berichtigend replizieren, wenn sie hierzu Veranlassung hat. Hatte man demnach eine offizielle Vertretung der Unternehmer im Organisationkomitee nicht vorgesehen und mit der Beschaffung der Materialien und mit Sammlung der Angaben über die Produktionsbedingungen Ausschüsse betraut, in denen neben den Delegirten der Arbeiterschaft lediglich neutrale Persönlichkeiten (Vertreter von Behörden und sozialen Vereinen) thätig waren, so befragte man doch nach Sichtung, Ordnung und Etikettirung der Objekte die Unternehmer der in Betracht kommenden Industriezweige um ihre Ansicht über die gemachten Angaben und nahm über diese Verhandlungen Protokoll auf. Wo in einer Industrie Unternehmerverbände nicht bestanden oder eine Be-

theiligung abgelehnt wurde, hatte man Unternehmer nicht beigezogen. So war die appenzeller Handstickerei nur durch wenige Stücke in der Ausstellung vertreten; die Löhne im appenzellischen Land (nach Schuler durchschnittlich zwei Franken täglich) seien so hoch, meinten die Unternehmer, daß die öffentliche Bekannntgabe eine Verpflanzung der Industrie in andere Gegenden bewirken und hierdurch die Bevölkerung des Kantons bedeutende Einbuße erleiden könne. Und der Verein der Handweberei verbot den Heimarbeitern die Abgabe von Mustern, ja, er drohte, jede Abgabe strafrechtlich zu verfolgen; daher blieb die Mattstichweberei, die heute etwa 3500 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt und eine Jahresausfuhr im Werth von 5,3 bis 8,2 Millionen Franken hat, in der Ausstellung unvertreten.

Die mit Verständniß und Geschick zusammengebrachte reichhaltige Sammlung von Heimarbeitserzeugnissen war in übersichtlicher Weise geordnet und gegliedert. Ergänzt wurde das Anschauungsmaterial durch Sammlungen von Bildern, Literatur und graphischen Darstellungen; Hauptanziehungspunkt aber war die Arbeitshalle, die in getreuer Nachbildung verschiedene Heimarbeitstätten vorführte und Seidenhandweber, Holzschnitzler, Bürstenmacher und so weiter bei der Beschäftigung zeigte. Diese Erfüllung eines Wunsches, den ich bei der Besprechung der frankfurter Heimarbeitsausstellung aussprach,^{*)} ist ein guter Schritt vorwärts in der Technik solcher Darbietungen. Amsterdam hat ihn überholt durch die Kopie ganzer Behausungen und durch die naturgetreue, zum Gesundheitschutz des Publikums luftdicht mit Glas verschlossene Nachbildung des Zimmers einer Lumpensortirerfamilie.

Die Unregelmäßigkeit der Heimarbeit nöthigt, bei Untersuchung der Löhne auf die Stundenverdienste zurückzugehen; der Tages-, Wochen- und Jahresverdienst erscheint erst dann im rechten Licht, wenn man weiß, wie viele Stunden im Tag, wie viele Tage in der Woche, wie viele Wochen im Jahr gearbeitet wird. Dies Alles festzustellen, ist in den meisten Fällen unmöglich. Sorgsam ermittelter Stundenverdienst dagegen giebt klassische Vergleichungswerthe, sofern man Durchschnittslöhne nimmt, an denen Arbeiter mit ungewöhnlicher Leistungsfähigkeit und Personen von eingeschränkter Arbeitsfähigkeit nicht oder nur in einem Mischungsverhältniß theilhaftig sind, daß dem Durchschnitt normaler Arbeitsleistung nahekommt.

Die in der Ausstellung ermittelten Durchschnittsstundenlöhne, von Napfen auf Pfennige umgerechnet, ergeben eine Skala, die, an sich schon lehrreich, durch Beisetzung von Vergleichszahlen aus dem Nachbarland Baden erhöhte Bedeutung gewinnen. Obenan steht die Heimarbeit für handwerkliche Schuhmacherei mit 38,6 Pfennigen; in Karlsruhe beträgt der entsprechende Verdienst

*) Zukunft 1908, Nr. 45.

39,6 Pfennige. Die Heimarbeit der schweizerischen Uhrenindustrie lohnt sich mit durchschnittlich 29,6 Pfennige; die badische Uhrenindustrie ist anders geartet und nicht vergleichbar. Die Beuteltuchweber, in der Schweiz mit 27,6 Pfennige gelohnt, verdienen auf dem badischen Hohenwald 27,3 Pfennige. Darauf schließen sich an die Holzschnippler mit 25,2 Pfennige, die Sattler mit 19,0 Pfennige. Die Seidenbandweber verdienen durchschnittlich 18,4 Pfennige; für Baden wurden 16,6 Pfennige ermittelt. In der Wäschekonfektion werden 17,1 Pfennige verdient; der Durchschnittsverdienst in Mannheim und Karlsruhe beträgt 17,2 Pfennige. Plattstichweben wird mit 13,2 Pfennige gelohnt. Die Heimarbeiter der fabrikmäßigen Schuhmacherei verdienen in der Schweiz 11,9 Pfennige, im badischen Fahrnau 12,2 Pfennige. Dann folgt Stricken mit 10,8 Pfennigen, Handschuhmachen mit 9,7 Pfennigen, Leinenweberei mit 8,9 Pfennigen, Häkeln mit 8,2 Pfennigen. Und jetzt erst erscheint die Seidenstoffweberei, die 1906 noch mit 11 430 Handwebstühlen gegen 27 531 im Jahr 1871 arbeitete, während in diesem Zeitraum die Zahl der mechanischen Webstühle von 927 auf 15 156 anstieg, mit 6,8 Pfennigen; für Baden wurden 9,0 Pfennige festgestellt. Unten steht die Anfertigung von Decotionalien (Korsettkränzen, Gebetbüchern und so weiter) mit 5,6 Pfennigen; in Baden werden durch Nähen von Skapuliren 9,6 Pfennige verdient. Von der absterbenden Strohflechterei gar nicht mehr zu reden, deren Entlohnung durch den Wettbewerb chinesischer Kulis auf 3 bis 4 Pfennige herabgedrückt ist.

Hier stellt sich uns das Bild typischer Heimarbeit Verdienste vor Augen, doppelt bemerkenswerth durch den Einklang mit denen des Nachbarlandes auch da, wo sich die Fäden der Industrie nicht hinüber oder herüber spinnen. Wie in Baselstadt, so beschäftigen die baselstädtischen Seidenbandfirmen auch im badischen Hohenwald bäuerliche Weber in beträchtlicher Zahl gegen Löhne, die höher wie drüben gegen zwanzig Prozent niedriger sind als die Verdienste ihrer nordwestdeutschen Kollegen, der bergischen Bandwirker. Diese arbeiten nach einem Tarif und betreiben den elektrischen Stuhl mit lebhafter Gangart. Jene müssen mit den Lohnsägen zufrieden sein, die ihnen bei Auftrag oder Ablieferung bekannt gegeben werden, und würden von einer Anspornung ihres gemächlichen elektrischen Stuhles kaum dauernden Mehrnutzen haben. Daß die Heimarbeit der großen Seidenstoffindustrie in der Schweiz wie in den Nachbarländern allmählich verschwindet, erklärt sich durch die unglaublich niedrigen Löhne. Dagegen stehen die Seidenbeuteltuchweber (mit Organisation und Tarif) in den Verdiensten obenan; hier vollzieht sich die ganze Produktion in der Heimarbeit, in Webellern, aus deren nacktem Boden die Fruchtbarkeit aufsteigt, die zum Weben unerlässlich ist. Alle Versuche, diese heisse, körperlich und geistig anstrengende, eine ganze Manneskraft erfordernde Thätigkeit in Fabriken vollziehen zu lassen, sind bisher in der Schweiz (eben so in Duisburg) gescheitert.

In Waldkirch dagegen, einem badischen Städtchen, ist seit mehreren Jahren eine Deutluchfabrik in Betrieb; aber auch hier liefert der nackte Erdboden die Feuchtigkeit. Beschämend ist, daß der menschliche Geist, dem keine technische Aufgabe zu hoch erscheint, wenn es Betriebskosten zu sparen gilt, hier vor einem anders gearteten Problem Halt macht und sich einer kulturellen Forderung entzieht; der Ersatz der mittelalterlichen Webkeller durch hygienisch eingerichtete, mit künstlicher Luftbefeuchtung versehene Fabrikbetriebe würde allerdings für die appenzellischen Fabrikanten Belastung mit Anlagelöhnen und Erhöhung der Betriebskosten bedeuten.

In den meisten Heimarbeit Zweigen der Schweiz, so sagte Professor Beck auf dem Kongress, reiche der Lohn nicht hin, einem erwachsenen Menschen bei angestrebter Arbeit sein standesgemäßes Auskommen zu sichern, geschweige denn ihm die Kosten des Haushaltes zu decken: man habe es mit Hungerlöhnen zu thun, nicht nur in den absterbenden Zweigen, sondern auch in den lebenskräftigen, flott prosperirenden Betriebsarten, deren Lohnwucher das Einschreiten des Gesetzgebers dringend fordern. Harte Worte für harte Verhältnisse!

Auch sonst das alte Lied! Die Arbeitszeiten dehnen sich zeitweilig bis zu 12, 14 und mehr Stunden aus. In Zeiten guten Geschäftsganges erstreckt sich die Nacharbeit, auch für Frauen und Kinder, bis in den grauen Morgen. Die Ferggerei, das Zwischenmeister System, spielt namentlich in der Textilindustrie eine große Rolle; in mehr als einem Viertel aller Fälle werden die Löhne durch die Fergger ausgezahlt, in deren Tasche ein Theil des Arbeitslohnes wandert. Das Trucksystem hat noch große Ausdehnung; in der Holzschmiederei und in der Strohindustrie erhält mehr als ein Drittel der Heimarbeiter den Lohn ganz oder theilweise in Naturalien. Auch das Schwigsystem findet man vereinzelt in der Konfektion und in der Uhrenindustrie. Der blinde Akkord (bei dem der Arbeiter erst bei der Ablieferung erfährt, was er verdient hat) ist namentlich bei der Seidenbandindustrie in Geltung. Die Ernährung der Heimarbeiter und ihrer Familien ist in den meisten Fällen ungenügend; Beck nennt das Verfahren, mit dem die Leute ihr täglich gleiches Gericht dem Gaumen schmackhaft zu machen versuchen, geradezu herzzerreißend. Die Wohnungen entsprechen nur in seltenen Fällen den elementaren Anforderungen der Gesundheitspflege. Ueberfüllung, Ausdünstung von Waaren und Menschen, spätklicher Zutritt von Luft und Licht, feuchtkalte Räume, übermäßige Arbeitszeit, Unterernährung: alles Das findet man in der schweizerischen Hausindustrie nicht mehr und nicht minder als, von zahlreichen Federn geschildert, in der Heimarbeit der Nachbarländer; nur Eins fehlt: das Großstadtelend; denn die Schweiz hat keine Großstädte. Dabei trifft der Niedergang noch nicht ein Drittel der beteiligten Arbeiter, während in denjenigen Erwerbsgruppen, die sich im Aufschwung befinden oder für die ein Wieder-

erstarken in Aussicht steht, aber zwei Drittel der Arbeiterschaft thätig sind. Das sind namentlich die Exportindustrien, Stickerei und Seidenindustrie, und Gewerbe, die im Inland einen festen Markt halten, wie die Schneiderei, Weißnäherei, Wäschefabrikation, Konfektion, Strickerei, Hülerei, Holzschmiederei.

„Das Wort ist wie im Meer ein Pfad, doch tiefe Wegspur läßt die That.“ An die That der Ausstellung schloß sich das Wort des Kongresses. Nicht, um den Eindruck zu vertiefen, sondern, um den Pfad zu weisen. Der erste Kongrestag war dem Fremdling nicht ganz verständlich; wohl Das, was der Einzelne sprach, denn Alle redeten deutlich genug; nicht aber der Zusammenklang des Ganzen. Die Akademie wog vor. Greulich, der gewiesene Mann als Vorsitzender, trat bescheiden in den Hintergrund. Ohne Gegenorschlag und einstimmig wurde der Oberrichter Lang zum ersten und Professor Reichesberg aus Bern zum zweiten Präsidenten erklärt. Drei Professoren, Bauer (Basel), Beck und Brunhes (Freiburg), erstatteten die Referate: Niemand dachte daran, in der Diskussion anzudeuten, daß es dem Zweck entsprechender und volksthümlicher gewesen wäre, auch einen Heimarbeiter mit einem Vortrag zu betrauen. Für die Debatte wurde die Redezeit von vorn herein auf zehn, dann auf fünf Minuten beschränkt: Niemand widersprach, Niemand schien zu empfinden, daß Denen, die jahraus, jahrein am Webstuhl oder an der Werkbank schweigen, jetzt Gelegenheit gegeben werden müsse, ihr volles Herz zu entladen, ohne von der guillotinierten Uhr des Präsidenten bedroht zu sein. Katholische Priester und protestantische Pfarrer ergriffen das Wort, Konservative, Freisinnige und Radikale, Christlich-Soziale und Sozialdemokraten redeten, Gewerkschaftler und Gewerkschaftsbeamte, Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen, Freunde und Freundinnen der Arbeiterbewegung, alle Richtungen waren vertreten und scharfe Anklage wurde erhoben: aber unter sich ließ man Schonung walten, Alles war Rücksicht und Einigkeit auf das gemeinsame Ziel hinaus. Wenn Einer entgegen dem Gebot der Neutralität die Lockflöte der Parteipolitik blies, so wurde er ruhig angehört; kein Gegner erhob sich zum Widerwort, sondern aus dem eigenen Lager schallte die mahnende Stimme. Der Bundesregierung wurde manches derbe Wort ins Stammbuch geschrieben: kein Regierungvertreter schleuderte den Pfeil auf den Angreifer zurück. Der züricher Stadtpfarrer Paul Pflüger, Sozialdemokrat und heißer Redner, nannte das Deutsche Reich im Gegensatz zur Schweiz ein sozial fortgeschrittenes Land: die Volkseele „lochte nicht über“, sondern quittierte mit heiterem Beifall. Gleich einer Wolke senkte sich wiederholt aschgrauer Pessimismus auf die Versammelten und drohte die Gemüther zu verdüstern. Der wieder Zuversicht in die zweifelnden Herzen goß, war ein Sozialdemokrat: Greulich.

Erkläret mir, Graf Derindur . . .

Im Atrium seines gastlichen Hauses am See spendete ein Schweizerischer

Künstler beim Mittagessen dem Mr. C. William A. Beddy, der Gulen nach Washington zu tragen beflissen ist, und mir das Libretto.

Um die Schweiz kulturpolitisch zu verstehen (so hörten wir), darf man die dem Touristen auffallenden Neußerlichkeiten nicht zu entscheidenden Kennzeichen erheben. Das Land der Fremdenindustrie? Und wovon lebt man im Winter? Das Land der Demokratie? Nirgends bleiben alteingeseffene Familien so lange am Staatsruder. Auch das Wort von der „geistigen Provinz Deutschlands“, das einem Schweizer von Chauvinisten so verblödet wurde, will nicht viel mehr sagen, als daß im Großbetrieb des intellektuellen Lebens ein kleines Staatsvolk sich dem Räderwerk des Kulturvolkes einzuordnen hat, dem es angehört. Wie in Kunst und Literatur die Belgier der französischen, die Oesterreicher der deutschen „Kultur“ dienen, so thun es die Schweizer gleichermaßen.

Mit Alledem ist für das Verständnis des öffentlichen Lebens nichts gewonnen. Man muß, etwa von Freiburg im Breisgau nach Basel kommend, die Augen offen halten. Kein Militär auf den Straßen, kein „Bummel“, kein Kleiderlugus. Der Verkehr fast ausschließlich auf die Familie beschränkt. Das grobschlächtigste aller deutschen Idioome als Verkehrssprache auch der Gebildeten. Aus der Kultur des Fürstenhofes ist man in die des Bauernhofes gelangt. Daher die Familienhaftigkeit des Lebens: man braucht jede Arbeitskraft und scheut die fremden Elemente. Daher die Miliz und die Schützenfeste, aber kein Berufssoldatenthum. Daher der Ingrimm gegen manche ästhetische Lebenswerthe: denn sie untergraben die Erwerbsgrundlagen gefesteten Wohlstandes. Daher auch der Hang zum Praktischen. Die Schweiz hat keinen großen Philosophen, keinen starken Theoretiker geboren oder festzuhalten gewußt. Dagegen entstammen ihr die Organisatoren der modernen Schule.

Dieses Land der Bauernkultur, dem der feudale Großgrundbesitz, der Riesenkapitalist, die Beamten und militärischen Klassen fehlen, erhält sich politisch als Pufferstaat zwischen den Großmächten, wirtschaftlich durch die äußerste technische Ausnützung aller seiner Hilfsquellen, sozial durch sein Erziehungswesen und eine Politik der Kompromisse, die es, wie in England und den Vereinigten Staaten, zu scharfen Klassenscheidungen für den Einzelnen nicht kommen läßt. Steigen oder Sinken auf der gesellschaftlichen Stufenleiter wird nicht als ein wirtschaftliches Schicksal, sondern als rein persönliche Angelegenheit empfunden. Unentgeltlich dargebotene gute Elementarbildung und eine gewisse Nachgiebigkeit der besitzenden Klassen gegenüber volksthümlichen Forderungen (hier sei an die Einkommensteuer erinnert) geben dem Schweizer sozusagen eine Prämie im Existenzkampf und erschweren die Bildung eines eigentlichen Proletariats.

Diese Stärkung der Persönlichkeit gegen die Proletarisierung wird von Haus aus durch die geringe Entwicklung derjenigen Industrien erleichtert,

die niedrige Löhne zahlen. Getreide, Eisen, Kohle hat die Natur dem Schweizer versagt. Die Schneiderei hat außerhalb Genfs gewandte Arbeitskräfte nicht gefunden; Kleider und Wäsche sind fast ausschließlich Einfuhrartikel. Das Gros der Arbeiter hat sich höher entlohten Gegenden zugewandt. Lehrmeister und Kapital kamen von außen; die Hauptgewerbe (Stickerie, Seidenindustrie, Uhrmacherei, Maschinenindustrie) sind auf die kaufkräftigsten Abnehmer zugeschnitten. Das hat den Weg zum Export gewiesen; kaufmännischer Sinn, Talent zur Organisation und technische Ausbildung wurden dadurch gefördert und kamen zu unvergleichlicher Blüthe.

Von Haus aus kein kapitalreiches Land, hat die Schweiz nur langsam den Weg zum Fabrikbetrieb eingeschlagen. Der Widerwille gegen die Fabriken, der sich in Brandlegungen kundgab, war nur langsam zu dämpfen. Als dann die Baumwollindustrie geschaffen war und durch Kinder- und Frauennachtarbeit die Grundlagen des Familienlebens bedrohte, vereinigten sich im Kanton Glarus Bauern, Kleinbürger, Arbeiter, Lehrer, Intellektuelle aller Parteien zur Beseitigung der Gefahren. Dieser Pakt der bürgerlichen Klassen und der Fabrikarbeiter, der namentlich in den „Grütlvereinen“ zum Ausdruck kam, hat seitdem große Risse bekommen; zu einem völligen Bruch kam es nicht. Hier und da thut sich eine Welle des Klassenkampfes auf; doch bald bricht sie sich an der Tradition der Kompromisse, besonders oft aber an der Ausichtslosigkeit der reinen Klassenherrschaft, der Nothwendigkeit, Allirte in anderen Lagern zu haben.

So ist aus dem Verlangen nach Arbeiterschutz, nach wirksamer Vertretung der Arbeiterinteressen vor dem Forum der Bundesregierung der „Schweizerische Arbeiterbund“ hervorgegangen, der alle Arbeiterparteien, Katholiken, Protestanten und Sozialdemokraten umfaßt. Sein Präsident ist der Oberrichter des Kantons Zürich, Otto Lang, ein Sozialdemokrat; Vicepräsident der Katholikenführer Professor Beck von der Universität Freiburg; von der selben Estrade herab leiten diese beiden Männer alljährlich den „Arbeitertag“. Diese Alliance hat das von dem Sozialdemokraten Hermann Greulich verwaltete „Schweizerische Arbeiterssekretariat“ begründet, das mit Bundesmitteln erhalten wird.

Der Arbeiterbund ist den wenigen „scharfmacherischen“ Elementen der Schweiz nicht minder als den reichsdeutschen marxistischen Einwanderern ein Gräuel; aber die schweizerischen Arbeiter halten auf Realpolitik; sie fürchten mit Recht, daß eine Sprengung des Ringes den agrarischen und kleingewerblichen Mächten einen noch stärkeren Vorrang in politiceis eintäumen würde, als sie bereits besitzen. Für theoretische Unterschiede, für den Prozeß Marxismus contra Revisionismus, hat der Schweizer kein Ohr. Ihm klingt Derlei wie fremde Militärmusik. Die Parteien sind eben innerlich anders zusammengesetzt. Den Katholiken fehlt der feudale Einschlag; die kirchliche Herrschaft ist

auf rein katholische Kantone beschränkt; die Sozialdemokraten sind Gewerkschafter, Genossenschaftler, Staatssozialisten, aber die Rücksicht auf den Willen des Souverains (die Volksabstimmung) setzt ihrem Streben unübersteigliche Schranken. Ist der schweizerische „Gewerkschaftsbund“, die Vereinigung der sozialistischen Fachverbände, den freien Gewerkschaften im Deutschen Reich nachgebildet, so lassen sich seine Mitglieder doch von der Zugehörigkeit zum politisch neutralen „Arbeiterbund“ nicht abbringen. Präsident des sozialistischen Gewerkschaftsbundes ist der appenzeller „Weberpfarrer“ Howard Eugster, ein feingebildeter protestantischer Theologe, Mitglied des Bundesparlaments. Der freisinnig-sozialistische Block ist das Werk des genfer radikalen Diktators Georges Favon. Von erheblichem Einfluß auf die Einigung der Arbeiterparteien waren staatskluge Köpfe wie Theodor Curti und Heinrich Scherrer.

Bed entrollte in einem sehr sorgfältig ausgearbeiteten, schwungvoll geschriebenen, aber trocken vorgetragenen Referat ein sprechendes Bild der schweizerischen Hausindustrie (Umfang, Verbreitung, Vertheilung, Ab- und Zunahme, Beziehungen zum Export, soziale und gesundheitliche Zustände) und kam zu dem Schluß, daß die festgestellten Schadenwirkungen eine gründliche Reform der Heimarbeit, eine gänzliche Umgestaltung ihrer Arbeitsbedingungen nöthig mache und zu diesem Zwecke Staatshilfe und organisirte Selbsthilfe zusammenzuwirken habe. Er verlangte von den Arbeiterverbänden Förderung der gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter; Vorbereitung eines Heimarbeitgesetzes; Maßnahmen zur Beseitigung der Hausindustrien, die den Erzeuger oder den Verbraucher schädigen; Unterstützung in der Abschließung von Tarifverträgen, in genossenschaftlicher Beschaffung von Betriebskräften, in der Ausdehnung der Kranken-, Unfall- und Altersversicherung, in der Gründung von Genossenschaftsergänzereien. Von der Eidgenossenschaft forderte er den Erlass eines Heimarbeitgesetzes und die Schaffung einer Aufsicht über die Hausindustrie. Von den Kantonen Miethilfe zur Einführung elektrischer Kraft am geeigneten Plage; Mitwirkung der Schulbehörden bei der Durchführung des Gesetzes; die Schaffung neuer Erwerbsmöglichkeiten für Bevölkerungskreise, die etwa durch das Verschwinden gewisser Heimarbeitarten erwerblos werden. Schließlich die Bestellung eines Arbeitsausschusses zur Durchführung der Kongreßbeschlüsse. „Es ist kein erfreuliches Bild“ (so schloß Bed seine Ansprache), „daß uns die schweizerische Heimarbeit in ihrem jetzigen Zustand entrollt. Dieser Zustand steht in schroffem Gegensatz zur Hochblüthe der Heimarbeit im fünfzehnten Jahrhundert Gefeßtigt und gehoben durch ein kräftiges Standesbewußtsein, lähm im Gefühl brüderlicher Solidarität: so haben damals die mächtigen Weberstädte Oberitaliens und der Niederlande Könige zum Kampf herausgefordert, große Freiheitskämpfe geschlagen und unvergängliche Werke der Bildenden Kunst geschaffen. Warum ist es anders gekommen? Der Egois-

muß in Gestalt des kapitalistischen Gewerbebetriebes ist wie ein verheerender Hauch in diese Frühlingäblüthe hineingefallen. Er hat die Heimarbeit zum Jammerdasein erniedrigt, in dem wir sie jetzt in unserem Land wie in anderen Staaten erblicken. Wohlan! Der Brudersinn hat in der Vorzeit die Heimarbeit zu Macht und Größe emporgeführt. Reichen wir uns Alle die Bruderhand, vom weltvergessenen Einzelsticker bis zum mächtigen Staatsmann. Vereinigen wir uns zu ernster Arbeit im Dienst einer durchgreifenden Heimarbeitreform. Dann wird die muthige Selbsthilfe der Heimarbeiter im Bunde mit dem energischen Eingreifen des Staates und mit der freien Gemeinnützigkeit unsere nationale Hausindustrie zu höheren Betriebsformen emporführen.“

Der landläufige Sozialmoralist (Tartarin ist sein werther Name) hat neben der etatmäßigen, ach, noch zwei abwechselnd unter der Schwelle des Bewußtseins schlummernde Sonderseelen, die von einander nichts wissen und wissen wollen. Die eine wacht mit der wohlthuenden Entrüstung über die Erbärmlichkeit gemeldeter Löhne auf, die andere, stolz auf die Findigkeit ihres Trägers, freut sich diebisch über jeden „fabelhaft“ billigen Einkauf. Gedankenlosigkeit ist hier die windige Brücke zwischen Tarascon und Beaucuire. Sie zu beseitigen, haben sich die Käuferbünde zur Aufgabe gemacht.

Auf die ernste dunkle Priestergestalt Bedd folgt mit wehendem blonden Bart und Haar Brunhes' helle, behäbige Gherusergestalt. Als ein Meister blüthenreicher und grazioser Beredsamkeit erörtert der Gründer und Vorsitzende des Schweizerischen Käuferbundes in knappem französischen Vortrag die Beziehungen zwischen Heimarbeit und Konsumenten. Das maßlose Verlangen der unterrichteten Käufer nach immer billigerer Waare ist die stete ökonomische Ursache für die unbegrenzte Herabsetzung der Löhne in der Heimarbeit. Die Konsumenten müssen aus hygienischen Gründen, aus persönlichem Interesse und aus Gerechtigkeitsinn gegen dieses Uebel auftreten. Daher sollen die Konsumenten in den Stand gesetzt werden, die von gut behandelten, gut bezahlten Arbeitern in hygienisch einwandfreien Räumen hergestellten Waaren beim Einkauf an einer Empfehlungsmarke (Label) zu erkennen; die Thätigkeit der Gewerbeaufsicht soll durch die methodisch organisierte Kontrolle der Gewerkschaften und der sozialen Käuferligen unterstützt und ergänzt werden.

Frisch, packend, warm, überzeugend, zugleich mit strenger Sachlichkeit sprach Stefan Bauer über die gesetzliche Regelung der Heimarbeit. Lohnreform vor Allem, dann Schutz und Versicherung. An den Bund, die Kantone, die Gemeinden stellte er er Forderungen, mit deren Erfüllung die Schweiz kraft ihrer Weltlage, im Interesse der eigenen Volkskraft und der Nachbarvölker ihrer Sendung als Vorhut des Arbeiterschutzes gerecht werden müsse. Ein Heimarbeitergesetz hat Einigungämter zur Festsetzung rechtsverbindlicher Mindestlohnsätze zu schaffen, das Trustsystem zu verbieten, die Bekanntgabe der Lohnsätze

vor Uebernahme von Aufträgen zu fordern, das Abzugswesen einzuschränken und zu regeln, Lohnstreitigkeiten vor Gewerbegerichte zu bringen. Arbeit von Kindern unter zwölf Jahren, Frauennachtarbeit, auch Sonntagsarbeit ist zu verbieten, für Wöchnerinnen eine Schonzeit einzuführen. Gesundheitschädliche Verfahren und Vorrichtungen sind zu untersagen, der Ausbreitung ansteckender Krankheiten ist durch geeignete Maßnahmen vorzubeugen. Die in der Heimarbeit angefertigten Waaren der Konfektion, der Lebens- und Genussmittelindustrie sind als solche zu kennzeichnen. Die Kranken- und Unfallversicherung des Bundes und die Altersversicherung der Kantone ist auf die Heimarbeiter auszudehnen. Die Arbeitslosenfonds, die Genossenschaften zur Abgabe elektrischen Stromes und die Genossenschaftserzeugereien haben staatliche Zuschüsse zu erhalten. Gesetze zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse sind zu erlassen, Wohnungsinspektion ist einzurichten, zur Regelung der Mietpreise sind geeignete Maßnahmen der Wohnungs- und Werkstättenpolitik zu treffen. Registerzwang und Ergänzung der Gewerbeaufsichtsbehörde durch männliche und weibliche Heimarbeitinspektionen sichern die Durchführung aller dieser Forderungen. Zum Abschluß internationaler Heimarbeitverträge soll der Bund die Anregung geben: Die Schweiz an die Front!

Manche wunderliche Blase stieg in bürgerlichen Tageszeitungen auf. Verstaubte Ladenhüter wurden aus der Rumpelkammer heroorgeholt und in die Auslage gestellt; die Vorzüge der Arbeit am eigenen Heerd und die persönliche Unabhängigkeit gerühmt, die den Heimarbeitern „eine Ruhe, Selbstsicherheit und einen, man möchte fast sagen, stolzen und freien Zug in Gesicht und Haltung“ gebe, „der in dieser Art dem Durchschnittsfabrikarbeiter, dem sogenannten Arbeitsklaven der Großstadt fehlt“. Ist es wirklich wohlgethan (so ließ sich eine Stimme vernehmen), diese braven Heimarbeiter alle in ihren abgelegenen Hütten und Mansarden aufzusüßern, sie herauszureißen aus ihrer glücklichen Ahnungslosigkeit darüber, was andere Leute als absolut nothwendig zu einer menschenwürdigen Existenz betrachten, zur Noth und Sorge ihnen auch noch Groll und Mißmuth als Gefährten zu geben und sie schließlich als gelehrige Rekruten einzureihen in die große Armee des „Klassenbewußten Proletariats“ gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung? Schlangweg verkündete ein „führendes“ Blatt, der Kongreß sei lediglich eine sozialistische Veranstaltung gewesen, Vertreter der Behörden und nichtsozialistische Politiker hätten durch Abwesenheit gegläntzt. Kinematograph, Stiefel, Refir, Uhren, Hüte, Petroleumlocher, Bayerisch Bier und Regenschirme wurden als Mittel sozialdemokratischer Agitation verzoßt, auf daß schon aus dem Anzeigerheil des Ausstellungsführers urbi et orbi die verwerflichste Einseitigkeit einleuchte und die große Gemeinde der Ewig-Blinden sich ein öffentliches Vergerniß nehmen könne, das bis zur nächsten Gelegenheit ausreiche.

Bemerkenswerther als diese papierinen Knifflichkeiten ist folgendes Ereigniß; oder, besser gesagt, die Koingidenz zweier Ereignisse. Ein Musterweber wagte sich so weit vor, daß er die Freigiebigkeit von Arbeitgebern für die Mission und ihre Zurückhaltung in der Entlohnung in Gegensatz stellte; man solle künftig weniger danach trachten, meinte er, aus Heiden Christen zu machen, als zu verhüten, daß Christen zu Heiden werden. Just um die selbe Zeit widerfuhr an einem anderen Orte dem Arbeitgeber des Webers eine Neubelebung alter Eindrücke: ohne irgendeinen äußeren Anstoß kam ihm plötzlich ins Gedächtniß, daß der Weber zweieinhalb Monate zuvor sich unangemessen gegen ihn aufgeführt habe. Die latente Spannkraft im Psychoplasma setzte sich in die lebendige Kraft einer Kündigung um: und der seit Jahren für die Fabrik thätige Weber verlor, von Zürich nach Basel zurückgekehrt, seine Brotstelle. Vermittlungsoersuche, die von der irrigen, bei der bekannten christlichen Gesinnung des Arbeitgebers völlig unmöglichen Voraussetzung ausgingen, daß die Kündigung mit der rednerischen Entgleisung auf dem Kongreß in einem ursächlichen Zusammenhang stehe, blieben ohne Erfolg; und so hatte der Weber sich, seine Frau und seine neun Kinder mit der angenehmen Empfindung zu trösten, daß er nicht einer Maßregelung unterlegen, sondern einem Phänomen zum Opfer gefallen und viel besser davongekommen sei als der unglückliche Listet Bédène, den in Noignon ein sieben Jahre lang aufgesparter Fußtritt des päpstlichen Maulthieres gleich in Atome zerschmetterte.

Auf dem Kornhausplatz in Bern, dem Sitz der Bundesbehörden, steht ein in seiner Art einziges Bildwerk: der aus dem ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts stammende groteske „Kindlisfresser“, im Begriff, ein Kind zu verschlingen, und in breitem Gürtel und anhängender Tasche noch mehrere Kinder als Mundvorrath verwahrend, als Erinnerung an eine nicht gerade rühmliche, gegen die Juden gerichtete Bewegung, deren Hauptmotio die Befreiung von Schulden und die Erpressung einer ansehnlichen Summe für die Staatskasse war. Die Bedeutung der Figur ist erst neuerdings nachgewiesen worden; der Volksmund stempelte den Fresser zum Popanz für kleine Kinder und besonders geistvolle Unterleger wollten in ihm den Saturnus erblicken, der seine eigenen Kinder verschlingt. Es ist kein allzu weiter Sprung vom Kindlisfresser zur Heimarbeit, die ihre Kinder, wenn nicht verzehrt, so doch anknabbert. Und so mag denn die Figur nicht, wie ein Kongreßredner vorschlug, ein Symbol der Heimarbeit darstellen, sondern, da die alte historische Bedeutung des Bildwerks doch längst nicht mehr lebendig ist und eine Auffrischung auch nicht verdient, neuen Volksthumswerth gewinnen als Andenken an die schweizerische Heimarbeitausstellung und den Heimarbeiterschutzkongreß und die (hoffentlich) tiefen und dauernden Wirkungen dieser beiden löblichen Veranstaltungen.

Das Kaligefetz.

Der Vorsitzende im Ausschußrat des Kalisyndikates und Vertreter des preussischen Fiskus, Oberberggrath Dr. Bogmann, schrieb im Jahr 1907: „Wenn Verblendung und übertriebene Selbstsucht des Einzelnen dem Ganzen gegenüber wirklich dazu führen sollte (und diese Gefahr ist groß und wächst noch von Tag zu Tag), daß das Gefüge des Kalisyndikates auseinanderfiele, dann muß ein Eingriff der staatlichen Gewalt erfolgen.“ Zwei Jahre sind seitdem verstrichen und Dr. Bogmann hat inzwischen von der Jlgellosigkeit der Kaliproduzenten wohl genug Kerger erlebt. Noch nie wurde ein Syndikat so mißhandelt wie der Verband der deutschen Kalimerke, der Träger eines Weltmonopols sein will. Als am vierundzwanzigsten Juli 1909 das Kampfsyndikat mit Ach und Krach zu Stande gekommen war, mußte man, daß das Schicksal des Kartells besiegelt sei. Was da beschlossen wurde, war ein Nothbehelf, den die Angst vor der wilden Konkurrenz gebar. Und dann ging's mit dem alten Jammer weiter: denn die Schmidtmann und Sauer, die starken Männer im Kalireich, hatten mit dem amerikanischen Düngertreuß große Abschlüsse gemacht, ohne deren Regelung die Existenz des Syndikates nur ein Scheinleben sein konnte. Da erschien am achtzehnten Dezember der „Entwurf eines Reichsgesetzes über den Absatz von Kalisalzen“, der von der preussischen Regierung dem Bundesrath zur Begutachtung vorgelegt wurde. Der „Eingriff der staatlichen Gewalt“, den Oberberggrath Dr. Bogmann 1907 in Aussicht gestellt hatte, war also wirklich erfolgt. Nicht aus frivoler Laune oder um einem Nachhaken nachzugeben, sondern aus Noth. Das Gesetz wird im Bundesrath und im Reichstag erörtert, vielleicht auch geändert werden; aber die Freunde der Regierung versichern, es werde nicht unter den Tisch fallen. Abwarten. Die Zustände im Kalisyndikat waren zum Gespöts geworden. In erster Linie haben die deutschen Kaliproduzenten darauf zu sehen, daß sie das ihnen von der Natur geschenkte Monopol auf dem Weltmarkt nicht in Gefahr bringen. Aber der Reichthum macht allzu leicht übermüthig. Das lehrt uns auch die Geschichte der Kalikonventionen.

Die rasche Vermehrung der Kalimerke erschwerte die Festlegung befriedigender Beteiligungsquoten. Je mehr Gäste sich an den Tisch des Syndikates setzten, um mitzutafeln, desto schmäler wurden die Portionen. Das erste Abkommen im Kaligewerbe kam 1879 zu Stande. Damals gab es nur vier Kontrahenten: den anhaltischen, den preussischen Fiskus und die Werke Westeregeln und Neuhäusert. Schon aber regte sich der Feind: Schmidtmann. Durch Wüßersleben (damals Schmidtmannshall) wurde das erste Kartell vor seinem natürlichen Ablauf gesprengt. Ihm folgte ein zweites Syndikat, dem fünf Mitglieder angehörten. Die stärkste Quote hatte Anhalt mit 24 Prozent. Im Jahr 1893 gab es im Syndikat 10 Werke; 1903 waren es 27 und 1909 sind es 62. Die wichtigste Aufgabe war und ist, die Erschließung neuer Kalifelder im richtigen Verhältnis zur Aufnahmefähigkeit der verschiedenen Absatzgebiete zu halten. Das ist nicht leicht, weil mit einer großen Zahl von Außenseibern gerechnet werden muß und auch mancher syndikalisch gebundene Unternehmer gern die Gelegenheit zu freien Verkäufen benutzte. Daneben hat sich ein besonderer Rayon von nur spekulativen Versuchern gebildet, deren Folge eine Massenproduktion zweifelhafter Ruzge und Bohrxanthene war. Trotz

Alle dem ist der Syndikatsvertrag siebenmal erneuert worden. Das eigentliche Verkaufssyndikat, das den Absatz und die Produktion regelt, besteht seit dem Jahr 1891.

Die Yankee's haben stets aus scheelen Augen auf das deutsche Kalimonopol geblickt. Die Laune der Natur, die dem deutschen Boden alle Kalisätze schenkte und vor der Macht des Sternenhanners wenig Respekt zeigte, hindert den Amerikaner, auch auf dem Kalimarkt den Preis zu diktieren. Er hat denn auch alles Mögliche versucht, um in die Zwingsburg der deutschen Kaliherrscher einzubringen. An einzelnen Punkten ist gelungen. Die drei amerikanischen Düngertrußs (Nord- und Südtruß und die International Corporation) stützen sich auf deutsche Kaliverke. Dem Südtruß gehört die Gewerkschaft Einigkeit; der Nordtruß hat die bekannten Verträge mit Schmidtmann abgeschlossen, der auch die neue internationale Gesellschaft kontrolliert. Die Gewerkschaften Einigkeit, Wschersleben und Solstedt stehen also direkt im Dienst der amerikanischen Truße. Mit Mr. Bradley vom Nordtruß hat die Schmidtmann-Gruppe Verträge abgeschlossen, die die Mauern des Syndikates zu sprengen drohten. In der Nacht vor dem ersten Juli (um Mitternacht ließ der Syndikatsvertrag ab) kam zwischen den Herren Schmidtmann sen. und jun. und den Amerikanern das Geschäft zum Abschluß, das die Produktion der Werke Wschersleben und Solstedt für fünf Jahre den amerikanischen Düngertruße auslieferte, und zwar zu einem unter dem Syndikatspreis bleibenden Satz. Das Objekt beträgt etwa 30 Millionen Mark. Dann folgte ein zweites Abkommen zwischen der Gruppe Besteregelns (Direktor Bielmann) und Bradley, das man auf 10 Millionen Mark bewertete. Diese amerikanischen Transaktionen haben gehindert, daß auf solider Grundlage ein Syndikat geschaffen wurde. Der am vierundzwanzigsten Juli im Hotel Adlon unterzeichnete neue Vertrag bleibt ein Torso, bis dem Syndikat die Herrschaft über den amerikanischen Markt zurückgegeben ist. Der Gesamtexport von staßfurter Abraumsalzen (hartsalz, Kalinit, Kieserit) betrug vom ersten Januar bis zum ersten Dezember 1909 rund 7,56 Millionen Doppelcentner; davon gingen 3,40 Millionen nach den Vereinigten Staaten. Da ist es natürlich schlimm, wenn die Preise drücken von Außenleitern gemacht und den Syndikatswerken das Geschäft erschwert wird. Monate lang wurde mit Schmidtmanns verhandelt; und am zehnten Dezember 1909 zwischen dem Kalisyndikat, Wschersleben-Solstedt und der International Corporation ein Vertrag geschlossen, nach dem die Schmidtmannwerke dem Syndikat mit der unveränderten Quote vom ersten Juli 1910 an beitreten. Eine Interessengemeinschaft soll amerikanische und deutsche Abnehmer verbinden. Zur Verhandlung mit den Amerikanern führten die Herren W. Schmidtmann, Geheimrat Kempner (dem für seine Bemühungen um den Syndikatsfrieden der Nobelpreis gebührt), Emil Sauer und Bielmann ins Dollarland. Die Amerikaner sind Besitzer zweier deutschen Kaliverke und können, mit ihren Kontrakten in der Tasche, nach und nach Einfluß auf die Preispolitik des deutschen Syndikates gewinnen. Das heißt vom ersten Januar 1910 an „Neues Kalisyndikat G. m. b. H., Leopoldshall“ und dauert zunächst bis Ultimo 1910. Einigt man sich über die amerikanischen Verkäufe, so verlängert sich die Dauer des Syndikatvertrages bis zum einunddreißigsten Dezember 1914; dann wird eine Verlegung des Sitzes von Leopoldshall nach Berlin beantragt und wohl auch beschlossen werden.

Der preußische Fiskus hat nun nicht gewartet, bis die Besprechungen mit den Herren Bradley und Genossen in New York beendet sind. Als der Besetzt-

wurde veröffentlicht war, schien mit einem Mal die Vergangenheit der Kaliindustrie vergessen. Der Staat, dessen Hilfe so oft angerufen worden war, wurde nun gescholten, weil er sich in Privatgeschäfte einmische. Der Fiskus kaufte die Gewerkschaft Prechnia-Bienenburg, um sich eine breitere Basis im Syndikat zu schaffen; die Spekulation aber trieb ihm den Kaufpreis auf schwindelnde Höhe. Die von Preußen delegirten Vertreter, die den Vorsitz im Syndikat haben, werden von der Oeffentlichen Meinung mit besonderer Vorliebe aufs Korn genommen. Der Vorgänger des Oberbergwraths Paymann, Geheimrath Schreiber, war Vielen zu konservativ. Man warf ihm vor, daß er nur die Interessen der alten Werke vertrete. Paymann wiederum ist der Mann der Jungen; und in dem bekannten Fall des Generaldirektors Gräßner ließ seine Diplomatie zu wünschen übrig. Der ideale Staatsvertreter, der über den Parteien steht, ist noch nicht gefunden. Da die Legaten des Staates Fachleute sind, müssen sie irgenwelche Beziehungen zu den Kalimännern haben. Daraus ergeben sich Sympathien und Gegensätze, die in dem Verhalten zu der einen oder der anderen Gruppe von Syndikatswerken zum Ausdruck kommen. Der Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen ist natürlich: wer im erworbenen Recht sitzt, ist stets konservativ; wer sich die Stellung erst erobern muß, fordert den Fortschritt. Der neue Gesetzentwurf will nun „eine Verschleuderung von Kalisalz in das Ausland zu unangemessen niedrigen Preisen dadurch verhindern, daß Kalisalz nur durch die Vermittelung einer aus den Kaliwerken zu bildenden Vertriebsgemeinschaft abgesetzt werden dürfen; er will ferner die Hauptursache der bisherigen Gefährdung des Zusammenschlusses der Kaliwerke, die in dem weit über das Bedürfnis hinausgehenden Anwachsen der Zahl der Produktionsstätten liegt, durch eine Anpassung des Entstehens neuer Werke an die Zunahme des Absatzes beseitigen.“ Daß Kali ins Ausland zu „unangemessen niedrigen“ Preisen verkauft wurde, ist durch die amerikanischen Verträge erwiesen worden. Daß eine Ueberszahl von Kaliwerken besteht, steht Jeder. Der Entwurf hat Schwächen, ist im Ganzen aber zu loben. Er schafft ein Handelsmonopol. „Kalisalz dürfen von Kaliwerkbesitzern nur durch Vermittelung der auf Grund des Gesetzes errichteten Vertriebsgemeinschaft abgesetzt werden. Der Bezug von Kalisalz aus dem Ausland ist nur der Vertriebsgemeinschaft gestattet.“ Das ist nicht mehr, als jedes Syndikat fordert; nur hatte das Privatkartell nicht die Macht, das Treiben der Outsiders zu hindern. Die Klage, der Entwurf sei ein brutaler Eingriff in Privatrechte, eine Lobfährde an dem Gedanken der Gewerbefreiheit, ist unbegründet. Weniger die Behauptung, der Staat begünstige die alten Werke auf Kosten der jungen. Kann er aber anders? Seine Pflicht ist, zunächst die lange ermorbenen und in erster Reihe erweiterten Rechte zu schützen. Er will Unheil ausrotten und Ordnung schaffen. Darum ist er oft gebeten worden. Wenn die Leute, die seine Hilfe anrufen und ihm Schlawheit vorwerfen, ihn jetzt als zu schroff und zu wenig rücksichtvoll tadeln, vergessen sie, daß sie, als es dem Syndikat schlecht ging, gerade diese Art staatlichen Vorgehens ersehnt und gefordert haben.

Vielleicht läßt sich erreichen, daß neben den schon bestehenden Produktionsstätten auch noch nicht erschlossene Felder zur Geltung kommen. Wichtig ist, daß viel Kapital in noch nicht abgeteuerten Kaliwerken steckt, dem die Rente nicht völlig genommen werden sollte. Mancher Kaliwerkbesitzer hat mit dem Niederbringen eines Schachtes gezögert, um die Ueberproduktion nicht zu vergrößern. Sein Warten

war also durch vernünftige Motive bewirkt. Nun verlangt aber das Gesetz für den Beitritt zur Vertriebsgemeinschaft: wenn der Absatz nicht schon begonnen hat, muß mindestens vor dem ersten November 1909 ein Schacht abgeteuft worden sein. Die Besitzer aller noch nicht betriebenen Kaliverke können also der Gemeinschaft nicht beitreten. Dagegen sind sie berechtigt, eine Entschädigung zu fordern, „sofern innerhalb ihres Abbaufeldes Kalisalze in solcher Menge und Beschaffenheit nachgewiesen sind, daß eine bergmännische Gewinnung der Salze möglich erscheint“. Die Behandlung der noch nicht zur Förderung fähigen Werke und die Entschädigungspflicht muß so geordnet werden, daß eine Schädigung des Kapitals vermieden wird. Den Wunsch des Fiskus, eine Centralisirung der bisherigen Produzenten herbeizuführen, um den die Rentabilität der Kaliverke schädigenden Einfluß der Ueberproduktion zu beseitigen, kann man nur billigen. Umgehungsversuche will die Regierung nicht dulden. Bei dem Erschließungstermin (November 1909) solls unter allen Umständen bleiben. Sonst käme das Gesetz auch um seine Hauptwirkung. Ob den Leuten, die ihre Kalifelder bis heute uneröffnet ließen, wirklich das Glück genommen wird, wenn man sie veranlaßt, noch länger zu warten? Der Zustand der Kaliindustrie lódt doch gewiß nicht zur Schaffung unrentabler Betriebe. Was der Fiskus will, kann keinem vernünftigen Menschen wider den Strich gehen. Nur weiß der Staat ist, wird gejamert. Gegen die Priorität der alten Unternehmungen läßt sich nichts machen. Die Spekulation hat die Rufe und Aktien der bestehenden Gewerkschaften und Gesellschaften rasch in die Höhe getrieben. Das Anlagekapital hat sich von 245 Millionen (Anfang Januar 1909) auf 411 Millionen (Ende Dezember 09) erhöht. Läßt man der Ueberproduktion freien Lauf, so wird die Rente der Kaliindustrie verdorben und das Betriebskapital entwertet. Das ältere Recht muß auch auf diesem Gebiet vorangehen.

Der Staat sichert sich einen starken Einfluß auf die Preise für Inland und Ausland. Der Möglichkeit, daß die Preispolitik die Abnehmer schädigt, muß vorgebeugt werden. Bundesrath und Reichstag haben, nach dem neuen Gesetz, die Macht, bei der Preisfestsetzung mitzureden; und auch die öffentliche Kritik kann unter diesen Verhältnissen wirksamer eingreifen als unter der Herrschaft eines Privatmonopols. Die Hauptfrage aber, ob die deutsche Kaliindustrie gesetzlichen Schutz braucht, wird kein Unbefangener ruhig verneinen. Die Erfahrung spricht da zu deutlich.

In New York hat man sich über die prinzipiellen Punkte noch im alten Jahr verständigt und die Amerikaner scheinen dem Syndikat beizutreten. Die Deutschen waren von vorn herein ja bereit, mit der Gewährung von Provisoren und Preis Konzessionen bis an die Grenze des Möglichen zu gehen. Und Geheimrath Kempner hätte sich wohl kaum entschlossen, sich so lange dem Andrang seiner Klienten zu entziehen, wenn er nicht ziemlich sicher gewesen wäre, mit einem guten Ergebnis heimzukehren und so seinen Ruhm zu mehren. Inzwischen hat Oberberggrath Bachler sich nicht nur gegen die Amerikasahrt, sondern deutlich auch gegen den preussischen Gesetzentwurf ausgesprochen, der, „wenn man den Konkurrenzkampf ausschalten wolle, zwar im Wesentlichen das Richtige trifft“, der aber ein nicht ungesährliches Ausnahmengesetz bleibe und in seiner Geltungsdauer auf höchstens zwölf Jahre beschränkt werden müsse. Die Kalienteile selbst glauben, die Verständigung mit den Yankee werde bewirken, daß der Entwurf zurückgezogen wird; er habe geleistet, was man von ihm hoffte, und könne nun verschwinden. Ob die preussische Regierung sich aber zu solchem Rückzug vor der Schlacht entschließen wird, ist immerhin zweifelhaft. Labon.

Die Waarenhausgefahr.

Würden Sie die Güte haben, die Spalten Ihres Blattes einem Rothschrei zu öffnen, der von Tausenden und Abertausenden mittlerer und kleiner Geschäftsleute täglich ausgestoßen wird, aber nicht in die Oeffentlichkeit zu bringen vermag? Es handelt sich um das (nicht nur in Berlin, sondern auch in allen größeren Provinzialstädten) immer mehr emporwachsende Waarenhaus-Unwesen, das den um ihre Existenz ringenden kleinen und mittleren Geschäftsleuten und Handwerkern unmöglich macht, weiter ihren Lebensunterhalt zu finden. Ein Appell an die Tagespresse wäre nutzlos; er würde dort kaum Aufnahme finden, da ja alle größere Tageszeitungen, ohne Unterschied ihrer politischen Stellung, in den Inseraten der Waarenhäuser ihre Haupteinnahmequelle haben. Doch ist an der Zeit, wenn nicht der ganze kaufmännische und Handwerker-Mittelstand hilflos zu Grunde gehen soll, daß dem großen Publikum endlich die Augen geöffnet werden. Für das Publikum ist der Einkauf im Waarenhaus bequem; er bringt Vortheile, die der einzelne Geschäftsmann nicht bieten kann. Im Verhältniß zu dem nicht wieder gut zu machenden Schaden jedoch, den die Waarenhäuser anrichten, ist der Werth solcher Bequemlichkeit gering. Denn abgesehen davon, daß aus dem Waarenhaus selbst die kleinsten und billigsten Sachen dem Publikum frei ins Haus geschickt werden, allenfalls noch der Umtausch der Waaren bequemer ist, wird sonst dem Publikum wohl kaum noch ein Vortheil geboten, den ein solid geführtes Detailgeschäft ihm versagt. Man weiß jetzt ja, mit welchem riesigen Spesenetat die Waarenhäuser arbeiten müssen. Wenn sie selbst etwas billiger einkaufen als der kleine Geschäftsmann, so ist der Nutzen, mit dem sie kalkuliren müssen, so groß, daß ihre Verkaufspreise sich von denen der kleinen und mittleren Detailgeschäfte kaum noch unterscheiden können. Als Inhaber eines ziemlich umfangreichen Engroßgeschäftes, das fast ausschließlich mit kleinen und mittleren Detailisten arbeitet, kann ich am Besten beurtheilen, in welcher Weise überall das Detailgeschäft leidet und wie heute fast alle Detailisten unter der Konkurrenz der Waarenhäuser seufzen und um ihre Existenz kämpfen müssen. Nur in den seltensten Fällen ist es heute, trotz rastlosem Fleiß und geschäftlicher Tüchtigkeit, einem Detailisten möglich, auf einen grünen Zweig zu kommen. Sieht das Publikum all dieses Unheil nicht? Mancher, der ein sorgenfreies Leben einem gut geleiteten Detailgeschäft zu verdanken hat, zählt heute zu den besten Kunden der Waarenhäuser und vergißt, daß ihm selbst unter den heutigen Verhältnissen die Möglichkeit genommen wäre, so vorwärts zu kommen, daß er im späteren Alter sorgenfrei leben kann. Ich will nicht nach Staatshilfe schreien; gerade in diesem Fall kann das große Publikum sich selbst helfen. Besonders laut möchte ich unseren Frauen in die Ohren rufen: Vergichtet auf die kleinen Bequemlichkeiten, die der Waarenhausbetrieb Euch bietet, und kauft, wie früher, in den soliden Detailgeschäften, wo Ihr zweifellos mit mehr Verständnis, Sachkenntniß und Interesse bedient werdet als in den Riesengeschäften! Karl Meyer. Ich will diesem Rothruf nicht die Möglichkeit akustischer Wirkung nehmen; glaube aber nicht, daß die Entwicklung, die er fürchtet, auf irgendeine Weise noch aufzuhalten ist. Warum? Vor Jahren habe ich (in dem Aufsatz „Berthheim“) hier zu sagen versucht. Genossenschaftliche Vereinigung der Detailisten oder Spezialisirung zu unübertrefflicher Leistung auf einem kleinen, fest abgegrenzten Gebiet: nur in einer dieser Betriebsformen, scheint mir, können die von der Uebermacht Bedrängten, jedes Mitleids Würdigen noch ihr Leben retten.

XV. Saison

CIRCUS BUSCH

XV. Saison

Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr präz.: Grosser Gala-Abend.**Neue russische Pantomime  MARJA! **

Grosses Original-Manege-Schaustück des Zirkus Busch in 4 Akt. 1. Akt: Das Nacht-
 asyl. 2. Akt: Das Fränkelt auf dem Schlosse des Staatsrats. Die berühmte Bala-
 tinka-Truppe. Die span. Tänzerin Rosario. 3. Akt: Die Verhaftung. 4. Akt: Die
 Ankunft der Verbannten. Ueberfall der Wölfe auf die Troika. Der Orkan, das
 Erdbeben und der Riesen-Lawinsturz im Uralgebirge.

 Vorher das grosse Gala-Programm. 



MURATTI



Oberleder, Sohlen und alle anderen Zutaten für den Salamanderstiefel werden von Fachleuten sorgfältig ausgewählt. Daraus erklären sich seine Vorzüge.

Fordern Sie Musterbuch H

Einheitspreis . . . M. 12.50

Luxus-Ausführung M. 16.50

SALAMANDER

Schuhges. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Wien I

Zürich

Nur in „Salamander“-Verkaufsstellen zu haben.

Soeben erschien

ERLAND NORDENSKIÖLD

WÄLDER

STREIFZÜGE IN SÜDAMERIKA

In künstlerischer Buchausstattung geh. M. 3.—, geb. M. 4.50

Von einer der drei südamerikanischen Reisen, die der schwedische Forscher unternommen hat, brachte er ausser wissenschaftlichen Ergebnissen auch noch ein kleineres Manuskript nicht wissenschaftlicher Natur mit, das eine Art Tagebuch darstellt. In diesem Buch schildert er seine Reiseerlebnisse, seine Eindrücke, seine Stimmungen in völlig spontaner, impressionistischer Weise. Er erzählt von Kriolen und Indianern, vom Leben des Urwalds und von den Denkmälern einer vergangenen grossen Zeit — scheinbar ganz durcheinander — wie es gerade erlebt worden ist. So haben diese Aufzeichnungen einen Reiz, den nur wenige derartige Bücher besitzen: den Reiz der Ursprünglichkeit.

Literarische Anstalt Rütten & Löning in Frankfurt a. M.

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Halloh!!!

Die grosse Revue!

Humorist.-sat. Jahresrevue in 10 Bildern von Jul. Freund. Musik v. Paul Lincke. In Szene gesetzt v. Dir. Rich. Schultz. Tänze v. Willi Bishop.

Deutsches Theater

Freitag, den 7./1. 6 1/2 Uhr.

Don Carlos.

Sonnabend, d. 8. u. Sonntag, d. 9./11 7 1/2 U.

Der Widerspenstigen Zähmung.

Montag, den 10./1. **Hamlet.**

7 1/2 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72/73.

8 Uhr.

Die süsse Cora.

Schwank mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Chat noir

Friedrichstr. 165. Tägl. 11—2 Uhr.

Dir. Rud. Nelson

Nur noch einige Tage:

Theodor Francke
Theo Körner.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten Jägerstr. 63a „Moulin rouge“

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend

Gebirgsherrnfeld Theater

Der grösste Herrnfeld-Erfolg!

„So muss man's machen!“

Burleske mit Gesang in 2 Akten von Anton

und Donat Herrnfeld. Musik von L. Hol

Vorher: „Ein Rettungsmittel“

Anfang 8 Uhr. Vorverkauf 11—2 Uhr.

Deutsches Theater. Kammerspiele.

Freitag, den 7./1. 8 U. Major Barbara

Sonnabend, d. 8./1. 8 U. Das Heim

Sonntag, d. 9./1. 8 U. Was ihr wollt

Montag, den 10./1. 8 U. Das Heim

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Kleines Theater.

Freitag, den 7. u. Sonnabend, den 8./1. 8 U.

Der grosse Name.

Sonntag, den 9./1. Nachm. 3 Uhr Moral.

Sonntag, den 9./1. 8 U. Der grosse Name.

Montag, den 10./1. 8 U. Der grosse Name.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Neues Operntheater.

8 Uhr abends:

Der Graf von Luxemburg.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Folies Caprice

Täglich abends 8 1/4 Uhr.

Sicher ist sicher.
Der Mann meiner Frau.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

— Elegantes Familien-Restaurant. —

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

JASMATZI
ELMAS
CIGARETTEN
 in Gold- u. Mohnmundstück

NACH DEM BALL

QUALITÄT IN
 HÖCHSTER
 VOLLENDUNG

N. 3 4 5
 Preis 3 4 5 Pfg. das Stück
 in eleganter Blechpackung



Café Excelsior

Taubenstr. 15 Friedrichstr. 67 Mohrenstr. 49

Neue Leitung: **FRANZ MANDL**, früherer langjähriger Geschäftsführer im Café Bauer

Heute und folgende Tage:

Rosskamp-Konzerte

Täglich Abends 8½ Uhr

An Sonn- und Feiertagen Nachmittags von 5—7 Uhr.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Berliner Eis-Palast.

Von 10 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts geöffnet.

Grosses Konzert. Abends 9 u. 10 Uhr: Grosses Kunstlaufen.

Ab 5½ Uhr: Elite-Abend. Eintritt M. 2.—.

Literarische Anzeigen.

Zwei markante Bücher:

Ein neues Buch von Peter Egge (Die Fessel)

Preis M. 4.—, in Leinen M. 5.—

Und ein Buch von genialer Unverfahrenheit

Ernst Rammiger, Der gestohlene Tod

Preis in Pappband M. 2.—

Haupt & Hammon, Leipzig

Sieben erschien: **Katalog 130**
Seit. Wiegendrucke, Handschriften, Musiker-
Autographen, Erd- und Himmelsgloben etc.
Mit 40 Abbildungen.
Herausgegeben anlässlich des 50 jährigen
Bestehens der Firma
Ludwig Rosenthal's Antiquariat
München, Hildegardstr. 14.
Preis: 3 Mk. 3.—

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation Ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir,
zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation Ihrer Werke in
Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee

Schriftsteller

die Ihre Werke bei 1811g. Buchverlag zu günstigsten Beding. verleg. wollen schreiben. sof. sub. L. K. 8. an Rudolf Mosse, Leipzig.

Bücher-Katalog

über interessante, hochwertige und belehrende Bücher versende an Jedermann gratis und franko.

Reform-Verlag Fr. Schneider, Hallea. S. 116.
Zwingerstr. 4/5.

Floegel's

Geschichte d. Grotesk-Komischen
aller Zeiten u. Völker. 5. Aufl. 476 Seit. m. 41
zumeist farbige Illustr. Interess. Tabellen. 9 M. geb. 12 M.

Das Geschlechtsleben in England
m. bes. Bezieh. auf London. Von Dr. Eug. Dührren
3 Bde. 30 M. Geb. M. 34.50. Einz. käuflich:

I. Ehe u. Prostitution } à 10 M.
II. Die Flagellomanie }
III. Die Homosexualität } Gebund. 11½ M.
und andere Perversitäten.

Die sexuelle Oosphresologie
d. Beziehgen. d. Geruchsinnes u. der Gerüche
zur menschl. Geschlechtstätigkeit.
Von Dr. A. Hagen. 2. Aufl. 06. M. 7. Geb. 8 M.
Ausführl. Prospekte üb. kultur- u. sitten-
geschichtl. Werke grat. franco.

H. Barsdorf, Berlin W. 30. Anhalterb. 151.

BRUNO PAUL ALS ARCHITEKT

Weihnachtsheft der Deutschen Kunst und Dekoration mit 82 teils farb. Naturaufnahmen. Enthält u. a. Anlage und vollständige Einrichtung einer Villa mit ihren Innenräumen Einzelpreis Mk. 2,50

FRANZ VON STUCK

UND SEIN HAUS mit Begleittext von Fritz v. Ostini. 30 meist ganzseitige Abbild. u. Tonbeilagen in weiss Bütten geb. Mk. 4.—

Verlangen Sie unsere Verlags-Prospekte gratis und franko. Reizende Buchwerke für anspruchsvolle Bücherfreunde

DEUTSCHE
KUNST UND
DEKORATION
Weihnachtsband
1909 m. 557 Abb.
el. geb. Mk. 14.—

EMANUEL VON SEIDL

MEIN LANDHAUS — Die Erfüllung eines Künstlertraumes. Gegen 60 Tondrucke und farbige Naturaufnahmen Mk. 12.—

INNEN-
DEKORATION
Weihnachtsband
1909 mit 700
Abbildung. eleg.
geb. Mk. 25.—

:: :: Durch jede Buchhandlung :: ::

Verlagsanstalt ALEXANDER KOCH, Darmstadt.

Strindberg's Romane vollständig erschienen:

- Das rote Zimmer. Geh. 4,— M., geb. 5,50 M.
Die Inselbauern. Geh. 4,— M., geb. 5,50 M.
Am offenen Meer. Geh. 4,— M., geb. 5,50 M.
Die gotischen Zimmer. Geh. 4,— M., geb. 5,50 M.
Schwarze Fahnen. Geh. 5,— M., geb. 6,50 M.

Diese 5 Romane zusammen zum ermäßigten Preis: geheftet 18,— M., in Leinenbänden 25,— M., in Halblederbänden 30,— M., in Ganzlederbänden 35,— M.

Maximilian Harden: „Strindberg ist ein unerbittlicher Kopf, der die Welt von vielen Seiten ansah, scharf sah, doch oft auch mit der lächelnden Geduld des Wesen, und dem kein Kulturereignis, keine erkenntnistheoretische Wandlung spurlos vorüberging. Er ein Mensch, der unser Leben gelebt, unsere Leiden erlitten hat, und nur mit stärkerem Sinn, als den Hülfsgelehrten beiseite ward, als Kämpfer über die Kampfplätze moderner, allzu moderner Menschheit geschritten ist.“

Georg Müller



Verlag in München

Das Antiquariat Ludwig Rosenthal, München, Hildegardstr. 14, hat soeben anlässlich des 50jährigen Bestehens ihrer Firma ihren Katalog 130 herausgegeben. Wie man es von einem Jubiläumskatalog dieser weltbekannten Firma erwarten darf, bietet dieser mit 40 Abbildungen und dem Bildnis des Begründers geschmückte Katalog eine Sammlung von literarischen Seltenheiten ersten Ranges: Incunabeln, Handschriften mit und ohne Miniaturen, Musiker-Autographen, frühe Americana, kostbare geographische Werke und Karten, Erd- und Himmelsgloben, Holzschnittwerke etc. etc., sind in reicher Auswahl vertreten. 70 der aufgeführten Werke sind von einzigartiger Seltenheit. Was für einen Aufwand von Mühe, Wissen und Opfern das Zusammenbringen von Schätzen solcher Art heutzutage erfordert, weiss nur der Kenner zu würdigen. Der Katalog ist in deutscher und englischer Ausgabe erschienen. Preis jeder Ausgabe M. 3.—

Zur gefl. Beachtung.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigegeben von der Firma Georg Müller, Verlag in München über eine soeben im Erscheinen begriffene Sammlung von Werken, welche unter dem Titel „Lebenskunst“ von Heinrich Conrad herausgegeben wird.

Wir empfehlen diesen Prospekt der aufmerksamen Beachtung unserer werten Leser.

Alkoholentwöhnung

zwanglose Kuranstalt Rittbergut
Nimbach bei Sagan, Schlesien.
Arztl. Leitung. Prosp. frei.

Es hilft!

Dies bestätigt über 1000 Anerkennungen von Kranken, die unsere Eimofan-Tabletten bei

Gicht, Rheumatismus

und anderen Säure-Verden erproben. Eine Probe unseres Mittels, nebst ausführlich aufklärender Broschüre und Anerkennungen, senden wir

kostenlos an alle Leidenden
die uns per Karte ihre Adresse mitteilen.

Chem. Laboratorium Eimofan
Postfach 2917, Nimbach (Sachsen).

Dr. Möller's
Sanatorium
in Dresden-
Loschwitz

**Diätet. Kuren
nach Schroth**

Herrliche Lage,
Wintersport,
Jagdgelände.
Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumieller.

Schockethal bei Cassel
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. geschützte Lag. Wintersport. Jagdgelände. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumieller.

Dr. Koch's
**Yohimbin-
Tabletten**

Flacon
à 20 50 100 Tabl.

M. 4.— 9.— 16.—

Hervorragendes Mittel bei Schwächeständen beiderlei Geschlechtes
Bis: Elefant-Apothek, Leipzigerstr. 74,
Münch: Schützen-Apoth., Leipz.: Engel-Apoth.
Dr. Fritz Koch, München XIX/250.

Morphium-
(Alkohol)

Heilanstalt, Entwöhnung
mildester Form ohne Spritze.
Dr. Fromme, Stellingen (Hamburg).

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. Beschränkte Reizehrh.

Wald-Sanatorium Zehlendorf - West

(Dr. Ziegelroth's Sanatorium)

Physikalisch - diätetische Heilmethode
Herbstkuren — Das ganze Jahr geöffnet

Leitender Arzt Dr. Hergens.

Besitzerin Frau Dr. Ziegelroth.

**Emser Wasser**

Heilbewährt bei Katarrhen, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Magensäure, Influenza und Folgezuständen.

Überall erhältlich in Apotheken, Drogen- und Mineralwasser-Handlungen.

City-Hotel, Köln a. Rh.

Haus ersten Ranges

vis-à-vis dem Hauptbahnhof

Zimmer von 3 Mark an.

Gesellschafts-Reisen



Nach dem Orient

Ägypten-Palästina-It.

Unsere beim reisenden Publikum so außerordentlich beliebten Gesellschaftsreisen nach dem Orient — Besuch von Kairo, Nil, Jerusalem, Heilige Land, Damaskus, Konstantinopel, Athen — nehmen am 19. Januar ihren Anfang.

Bessere Reisen geben ab:
am 1. Februar, 8. März und 2. April.
Preis von Mk. 1900.— an.

Ferner werden noch folgende Gesellschaftsreisen veranstaltet:

Nach Alger und Tunis, Spanien, Bosnien, Dalmatien und der Balkanhalbinsel, zur Weltausstellung in Brüssel, nach Paris und London, zu den Oberammergau Passionsspielen, nach Nordamerika, nach England, Schottland und Irland, nach Skandinavien, um die Erde, nach Rußland, nach der Schweiz, nach Tirol und dem Salzkammergut. In den Preisen ist Reise, Verpflegung, Führung, Trinkgelber eingeschlossen.

Über die sämtlichen Reisen ist alles Nähere aus dem

„Allgemeinen Programm für 1910“

erhältlich, das auf Wunsch gratis und franco zugesandt wird.

Reisebureau der Hamburg-Amerika Linie,
Unter den Linden 8, Berlin W., Unter den Linden 8.

Transatlantischer Zwischendecksverkehr. Die Aufsehen erregenden Nachrichten aus New York über schlechte Unterbringung und Behandlung von Zwischendeckspassagieren an Bord transatlantischer Dampfer haben mit unsern deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaften, wie inzwischen eingetretene ausführliche Berichte zeigen, erfreulicherweise nicht das geringste zu tun. In einer New Yorker Meldung eines englischen Blattes, des „Manchester Guardian“, wird z. B. der Tatsache, dass der Kapitän des Dampfers Neapolitan Prince der North West Transport Line wegen Nichtbeachtung der amerikanischen Einwanderungsgesetze in New York verhaftet worden ist, ein Hinweis auf die tadellosen Verhältnisse eines grossen deutschen Dampfers gegenübergestellt, nämlich des President Grant der Hamburg-Amerika Linie, der gerade in diesen Tagen in New York anlangte, und annähernd 3000 Passagiere im Zwischendeck und in der 3. Klasse von Europa brachte. Das Blatt schreibt dann wörtlich: „Trotz der immensen Zahl von Zwischendeckspassagieren auf dem President Grant war keine Spur von Ueberfüllung vorhanden, waren die Zwischendeckverhältnisse gut, und dasselbe, darf man sagen, hat von allen erstklassigen Linien zu gelten, die von britischen und deutschen Häfen kommen.“

Schultheiss-Bier kann seit Jahren mit vollster Berechtigung zu den allerbesten und verbreitetsten Brauereiprodukten Deutschlands gezählt werden. Die vorzügliche Qualität, und infolgedessen die höchste Bekömmlichkeit sind auszeichnende Eigenschaften des Schultheiss-Bieres, in dessen Güte auch seine allgemeine Beliebtheit an der Tafel der exklusiven Kreise, wie auch in der guten bürgerlichen Familie begründet ist. Durch ihre zielbewusste, allen Errungenschaften der modernen Brautechnik folgende Leitung hat sich die Schultheiss-Brauerei besonders hervorgetan, und ihre Erzeugnisse haben sich einen Ehrenplatz unter den deutschen Bieren erworben.

== **Teneriffa-Orotava** ==
* * *
* * * **Studien- und Erholungsreisen** * * *
* * * am 4. I., 29. I., 18. II., 11. III., mit den schönsten Salondampfern. Durch Begründung * * *
* * * des Observatoriums am Pic von Teneriffa sind längere Ausflüge in die berühmte kana- * * *
* * * rische Hochwüste ermögl. Näh. d. Kurhaus-Betriebs-Gesellschaft, Charlottenburg. * * *

Aktiengesellschaft für Grundbesitz- verwertung

Amt VI, 6095
BERLIN SW.11, Königgrätzer Strasse 45 pt.

Terrains · Baustellen · Parzellierungen
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, behaute Grundstücke

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Siegfried Falk, Bankgeschäft

———— Düsseldorf, Bahnstrasse 43. ————

Fernsprecher 2005, 2006, 2008, 2009 und 2015.

Telegramm-Adresse: Effektenbank Düsseldorf.

An- und Verkauf von Kohlen-, Kali- und Erz-Werten.

Special-Abteilung für Actien ohne Börsennotiz.

———— Auskünfte auf Wunsch bereitwilligst. ————

Niederdeutsche Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Grundkapital 12 000 000 M.

Telephon
281, 282, 283, 284, 285

Dortmund.

Telegr.
Kommanditbank.

Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

unter kulantem Bedingungen, insbesondere:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung,
An- und Verkauf von Aktien jeder Art, Kuxen und Obligationen,
sowie Beleihung derselben. Annahme von Spar- und Giroein-
lagen. Kreditbriefe für In- und Auslandsreisen.

Ständige Vertretung an den Industriebörsen
Düsseldorf, Essen-Ruhr, Hannover und Hamburg.

Ausführliche Kurszettel für Kuxen und unnotierte Aktien und Obligationen stehen Interessenten auf Wunsch kostenfrei regelmässig Mittwochs zur Verfügung. — Unsere Filiale in **Osnabrück** betreibt als Spezialität die Erledigung amerikani-
scher Erbschaftsangelegenheiten sowie Auszahlungen in Amerika.



RECHNEN SIE?

Wir sparen Ihnen Zeit und Geld!

Verlangen Sie kostenlos Prospekte

Ludwig Spitz & Co., G. m. b. H., Berlin SW 48.



Darlehen



erhalten solvente Personen jeden Standes schnell und kulant von der

Treu-Bank, G. m. b. H., Eisenach, Goldschmiedenstr. 28.
Telephon 236.

Angebote schriftlich erbeten. Dieselben gelten als unberücksichtigt, wenn in 4 Tagen nicht beantwortet.

„Sarotti“ Chokoladen- und Cacao-Industrie,
Aktiengesellschaft zu Berlin.

Nom. M. 500,000.— neue Aktien

der

„Sarotti“ Chokoladen- und Cacao-Industrie, Aktiengesellschaft zu Berlin

No. 3001—3500 zu je M. 1000

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. — Prospekte sind bei uns erhältlich.

Berlin, im Dezember 1909.

Georg Fromberg & Co.

Preussische Pfandbrief-Bank, Berlin

Aufsicht der Königlich Preussischen Staatsregierung.

Aktienkapital und Reserven	ca. M. 30,000,000
Gewährte Hypotheken-Darlehen	299,000,000
Gewährte Kommunal-Darlehen	65,000,000
Gewährte Kleinbahn-Darlehen	6,000,000
Umlauf der Hypotheken-Pfandbriefe	295,000,000
Umlauf der Kommunal-Obligationen	61,000,000
Umlauf der Kleinbahn-Obligationen	6,000,000

Dividende für 1908 $7\frac{1}{2}\%$, für 1909 voraussichtlich 8% .

Agenturen zur Entgegennahme von Darlehens-Anträgen bestehen in allen grösseren und mittleren Städten des Deutschen Reiches. Der Verkauf der Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen erfolgt durch die Mehrzahl der deutschen Banken und Bankfirmen. Einlösung der Kupons daselbst 14 Tage vor Fälligkeit. Bei Erneuerung von Kuponsbogen trägt die Bank die Talonsteuer.

Pfandbriefe und Kommunal-Obligationen sind bei der Reichsbank lombardfähig, sie können als Lieferungs-Kauttionen bei staatlichen und städtischen Behörden, sowie als Heirats-Kauttionen für Offiziere verwendet werden. Die Kommunal-Obligationen sind mündelsicher.

Prospekte über Darlehensgewährungen werden von den Agenturen, Exposés über Pfandbriefe und Obligationen von den Bankstellen verabfolgt.

Preussische Pfandbrief-Bank.



Gegen Monatsraten
Uhren aller Art, Gold-, Silber-, Allende- und Kupferuhren, Grammophone, Musikboxen, optische Artikel, feine Lederwaren, Koffer etc. Neues Preisbuch gratis und franko.
Grau & Co., Leipzig 215
Vertrauensfirma der meisten Beamten-Vereine.
Auf alle Uhren 2 Jahre Garantie.

PHOTOGRAPHISCHE APPARATE
von einfacher, aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung sowie sämtliche Bedarfs-Artikel zu einem billigen Preise. Apparate von M. 4.— bis M. 60.—, illustr. Preisliste 5 kostenlos.
Chr. Tauber, Wiesbaden Z

Ausstellung
Schleswig-Holsteinischer Kunst
des 15.—19. Jahrhunderts
Winter 1909. Eintritt 1 M.
Berlin W., Lennéstr. 2.
Atelier für Raumkunst
Carl R. Reiner & Karl Lewinsky.

250 Briefmarken
echt, versch. nur 1 Mk.
100 Stück all. versch. versch. M. 1.— 150 Stück versch. Postl. u. Span. M. 2.50
75 „ „ „ „ „ 12.— 70 „ „ „ „ „ „ „ „ „ 2.—
75 „ „ „ „ „ 2.— 45 „ „ „ „ „ „ „ „ „ 2.—
50 „ „ „ „ „ 2.— 35 „ „ „ „ „ „ „ „ „ 1.40
Porto 20 Pt. Kasse vorh. Preisliste gratis.
Mugo Siebert, Altona bei Hamburg.

100
gesunde Körperübungen, die mit dem Autogymnast, dem zurzeit tatsächlich besten Hausturn- u. Gymnastikapparat möglich und kräftlich erprobt sind, versenden vollständig gratis die Kolberger Anstalten für Extremkultur, R. 13, Ostseebad Kolberg

„Ferabin“-Handlampen mit Trockenbatterien



D. R. P. und D. R. G. M.
Handlampe I 57
Handlampe II 17
Brennstunden ununterbrochen

It. Prüfungsschein des Physikal. Staatslaboratoriums in Hamburg.
Referenzliste franko!

Adolph Wedekind
Fabrik galvanischer Elemente
Hamburg 36, Neuerwall 36.
Goldene Medaille: Internationale Luftschiffahrt-Ausstellung Frankfurt a. Main 1909.



Soennecken's Ringbücher
Die besten Notizbücher
6x8 cm—Nr 1244/68... M.—75
10x15 1/2 „ = „ 1244/1015: „ 1.50
Blätterauswechselbar * Einband dauernd zu benutzen
Vielsorten * Überall erhältlich
F. SOENNECKEN * BONN
Berlin, Tauentzienstr. 36-38
Leipzig,
Alt. Rathaus

Soennecken's
Schreibfedern, Schreibwaren, Briefordner, Goldfüllfedern etc.
Überall vorrätig. Preisliste kostenfrei.

Mittelmeerfahrten

In der Zeit vom 6. Februar bis
17. April werden wöchentlich bei
Doppeldeckschiffen „Dampfer“

„Meteor“

5 Vergnügungs- und Erholungsreisen zur See

veranstaltet, auf denen je nach
Fahrplan eine mehr oder minder
große Anzahl der in dieser
Karte durch die Routenlinie
bezeichneten Häfen besucht
wird.

Fahrpreise je nach
Route von Mk. 300,
450 und Mk. 500 an
aufwärts.



Alle Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg = Amerika Linie, Abteilung Vergnügungsreisen, Hamburg.

Neue Weinstuben!!! Markgrafenstr. 48,

Am Gensdarmenmarkt, Ecke der Französischen Strasse.
Nächste Nähe von Schauspiel- und Opernhaus

Weinstuben „Zum Rebstock“

Gute Küche und die beliebten Weine der be-
kannten Weingrosshandlung Paul Eggebrecht, Berlin.

Club- und Gesellschaftszimmer.

WELT-DETEKTIV

PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 Ct.
Nähe Friedrichstr. Tel.: 13571.

Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.

Heirats-Auskünfte *Über Vorlieb, Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermög., Einkomm., Gesundheit etc. von Personen an all. Plätz. d. Erde.*

DISCRET. GESCHÄFTS-CREDIT-AUSKUNFTE
EINZELN U. IM ABONNEMENT. GRÖSSTE INANSPRUCHNAHME!

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Tantalampe



*Dauerhafteste
Metallfadenlampe.*

Für alle Stromarten.

20-240 Volt.

In allen gebräuchlichen Lichtstärken.

Hohe Stromersparnis.

Überall erhältlich!

Der Mann von 30 Jahren,

der den Weltmann mit dem Philosophen eint, u. die feinsinnige gemüthvolle Dame haben längst die eminente Tragweite der Bücher u. Seelen-Analysen von P. P. L. erprobt. Hochstrebende Menschen korrespondieren ja in seelischen Fragen mit dem Meister schon seit 1890! Ihr Charakter, Ihre intimen Züge etc. werden in tieferer Bedeutung nach Ihrer Handschrift beurteilt, Prospekt m. geistesfüllt. Erfolgsberichten gratis. Mit landesüb. Handschriftentziffer od. gar Zukunftsprophetie! Hab. diese intuitiven Urteile nach der Handschrift etc. keine Gemeinschaft. P. Paul Liebe, Psychologe, Augsburg i. Z.-Pach.

Haar-Ausfall

l sowie Schuppen und Spalten der Haare wird unbedingt befreit durch
Wäschen mit

Steckenpferd-Teerschwefel-Seife

Seifenmarke „Steckenpferd“ von Bergmann & Co., Kadebeul. Bestes Mittel zur Stärkung und Kräftigung des Haarwuchses. Vorrätig à Stück 50 Pfennig in allen Apotheken, Drogerien und Parfümerien.



Violin

nach alten Meistermod.,
Bratschen, Celli, Mandolin-
en, Gitarren geg. ger.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr.
Violin-Katalog gratis u.
frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157.



Schreib- maschinen

mit allen Vervollkomm-
nungen, für Bureau-
und Privat-zwecke gegen

Monatsraten

von 10 Mk. an. Illustr.
Schreibmaschinen - Kata-
log gratis und frei.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157.



Waffen

Doppelflint., Drillings,
Scheibenbüchs., Revolv-
er usw. geg. bequeme

Monatsraten

v. 2 Mk. an. Ill. Waffen-
Katalog gratis und frei.
Fadmännlich. Leistung.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157.



Photogr. Apparate

Stativ-u. Handkameras
neueste Typen zu bill.
Preisen gegen bequem.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr.
Kamera-Katalog grat. u.
frei. Postkarte genügt.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157



Goerz' Triöder - Binocles

für Reise, Sport, Jagd,
Theater, Militär, Marine
usw. gegen bequeme

Monatsraten

Andere Gläser m. bester
Paris. Opt. zu all. Preis.
Ill. Gläserkatalog. gr. u. fr.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157



Grammo- phone

und Schallplatten, nur
prima Fabrikate, Auto-
maten usw. gegen ger.

Monatsraten

von 2 Mk. an. Illustr.
Grammophon - Katalog
grat. u. fr. Postkarte genügt.

Bial & Freund

Breslau 157 u. Wien VI/157.

Kalasiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber
elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden
wollen, tragen „Kalasiris“. Sofortiges Wohlbedinten
Größe Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Bein Hochrücken.
Vorzugl. Halt im Rücken. Natürl. Geradhalter. Völlig
freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur.
Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente
Damen Special-Façons. Illust. Broschüre und Auskunkt
kostenlos von „Kalasiris“ G. m. b. H., Bonn 3.

Seit beinahe 20 Jahren wird



von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen.

Grosse Tube M. 1.00 = Kr. 1.50 ö. W.

P. Beiersdorf & Co., Hamburg.

London E. C. 7 u. 8 Idol Lane.

Vertr. f. U. S. A.: Lehn & Fink, New-York.

Sperminum Poehl

bewirkt physiologische Oxydation der im Körper angesammelten Ermüdungstoxine, regt die Gewebsatmung an, daher die von ersten Klinikern erzielten Erfolge bei Stoffwechsellkrankheiten, Herzleiden, Marasmus, Arteriosclerose, bei Uebermüdung und in der Rekonvalescenz. — Erhältlich in den grösseren Apotheken. — Reichhaltige Literatur versendet gratis das Organotherapeutische Institut Prof. Dr. v. Poehl & Söhne (St. Petersburg), Abt. Deutschland Berlin SW. 68 u. Bitte stets Original „Poehl“ zu fordern.

Nervösen u. Herzleidenden

verordnen die Aerzte Priestley Sauerstoffbäder

1 Bad 2 M., 6 Bäder 10 M.
Deutsche Priestley-Gesellschaft, Berlin W. 54, Potsdamer Strasse 121c.



OPEL Rüsselsheim^a
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste...

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrenscheinung. (Ohne Spritze.)
 Dr. F. Müller's Schloss Rheinfeld, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Spezialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL

Dr. Ernst Sandow's

künstliches

Emser Salz

Bei Erkältung altbewährt. Man achte auf meine **Firma!** Nachahmungen meiner Salze sind oft minderwertig und um nichts billiger.



Kieler Matrosen-Anzüge

— für Knaben und Mädchen —

Genau nach Verschrift der Kaiserlichen Marine. Nur eigene Anfertigung.

Hermann Holstein, Kiel,
 kontraktl. Lieferant der Offizier- u. Seekadetten-Kleiderkasse
 Illustrierter Prachtkatalog Z u. Muster gratis u. franko.

NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDELSALZ

SALZ
 ist das allein echte Karlsbader
 Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



• **Hetaera-Krema** •
 (Name ges. gesch.)
 Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.
Hetaera-Hand-Krema
 nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.
 Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Wohnung, Verpfleg., Bad u. Arzt pr. Tag
 v. M. 10.— ab. — Ganzes Jahr besucht.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibersbau, Tel. 77.
Petersdorf im Riesengebirge
 (Bahnhofsstation)

Für Erholungs-suchende. Wintersport. Nach
 allen Errungenschaften der Neuzeit ein-
 gerichtet. Windgeschützte, nebelfreie,
 nadelholzreiche Höhenlage.
 Spezialität: Behandlung von

Arterienverkalkung

und deren Folgen, wie Herz- und Nieren-
 erkrankungen nach neuester klinisch
 erprobter Methode.

Näheres die Administration in
 Berlin SW., Bäckersstrasse 118.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch Anzeigenverwaltung Alfred Wieren, Berlin SW. 63, Kochstrasse 13 a. Fernspr. W. 567 sowie durch schriftliche Annoncen-Expeditoren

Der Mensch braucht wenig,

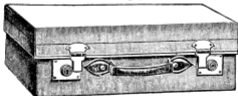
aber eine Salem Aleikum-Cigarette kann er kaum noch entbehren, wenn er sich an dieses Fabrikat von köstlichem Aroma u. mildem Geschmack gewöhnt hat. Keine Ausstattung, nur Qualität. Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik

„Yenidze“

Inh. Hugo Zietz, Dresden,

Außer in den Preislagen 3½, 4, 5 Pfg. auch zu **6, 8, 10 Pfg. d. St. in Luxusqualitäten** erhältlich.

Albert Rosenhain's beliebte Coupé-Koffer



Hochlegant, aus **prima Rindleder**, bevorzugt wegen eleganter Form und Haltbarkeit. Mit 2 patentierten Springschlössern, Dreifutter. Innen Rindleder-Packriemen, im Deckel grosse Tasche.

Nr. 26 023	Nr. 26 024	Nr. 26 025	Nr. 26 026
55 cm lang	60 cm lang	65 cm lang	70 cm lang
M. 34.—	M. 36.—	M. 40.—	M. 44.—

Coupé-Koffer mit kompletter Toilette-Einrichtung mit hocheleganten, praktischen Instrumenten für Damen und Herren. M. 50.—, 60.—, 66.—, 70.—, 85.—, 90.—, 100.— usw. bis zu den elegantesten auch mit kompletter Rasier-, Manicure-Einrichtung etc.

Albert Rosenhain BERLIN SW.,
Leipzigerstr. 73/74

Illustrierter Hauptkatalog gratis und franko.